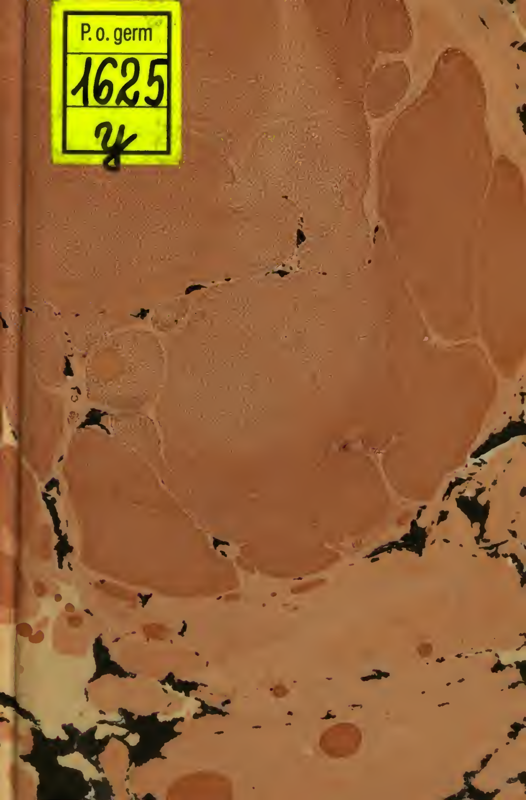
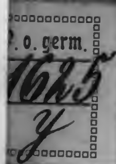


<36621031350015



Die weiße Taube.

Eine Erzählung

von

Friedrich Carl Wild,
Pfarrer in Kirchheim am Ries

NÖRDLINGEN

Beck'sche Buchhandlung





Lith. Anstalt d. C. H. Beck'schen Buchhdlg. Nördlingen

Die weiße Taube.

Eine Erzählung

von

Fr. Karl Wild,
Pfarrer in Kirchheim am Ries.



Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1860.



I.

„Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will.“
1 Mos. 12, 1.

„Führe mich noch einmal hinaus, liebe Tochter, auf den Rasenhügel unter der großen Eiche. Es ist, glaube ich, ein lauer Morgen und ich möchte die Sonne herkommen sehen aus der alten, längst verlassenen und doch nie vergessenen Heimath. Sie soll mich abermals erinnern an die freudigen und traurigen Tage dort am Rhein und mir die Sehnsucht recht lebhaft erwecken nach der himmlischen Heimath, wo Vater, Mutter und Geschwisterte seit vielen Jahren sind, um meine liebe Lebens- und Leidensgefährtin, deine Mutter, zu empfangen, die von der Wüste aus in das himmlische Kanaan ging.“ So sprach mit zitternder Stimme ein Greis, dessen Haupt mit silberweißem Haare geschmückt war, zu einer Frau, die noch nicht hoch in den dreißiger Lebensjahren stand. Eilig verließ diese auf die Rede des alten Mannes das kleine Kind, mit dem sie sich so eben beschäftigte, und faßte den Vater am linken Arm, um ihn seinem Wunsche gemäß auf den Platz zu füh-

ren, von welchem aus er der Morgensonne ins volle, strahlende, warme Antlitz sehen konnte.

„Den Morgenthau hat die Sonne schon von der Rasenbank hinweggeleckt," — sagte sie, indem sie ihn zur Thür des Zimmers hinausführte — „du wirst ohne Schaden dort sitzen können, guter Vater!"

„Was ist, das mir schaden könnte?" fragte mit freundlichem Lächeln der Greis. „Ich sage dir, liebe Anna, es gibt kein muthigeres Gefühl, als das Bewußtsein, zu Christo zu kommen und zu der Gemeinde der Auserwählten in der Stadt Gottes. Und daß von aller Welt Enden die Erlöseten durch Christum dort beisammen sein werden, daß meine Lieben, die am Rhein, und Weib und Kinder, die hier am Scoharie, am Susquehanna und am Muskingum gestorben sind, sich droben im himmlischen Jerusalem erkannt haben und mit einander der Gnade Gottes in Christo sich freuen, und daß ich auch bald zu ihnen versammelt werde, das weiß ich mit aller Zuversicht des Glaubens und darum bin ich so geduldig in Trübsal, so fröhlich in Hoffnung."

Während dieser Rede hatte das junge Weib ihren greisen und schwachen Vater auf den gewünschten Platz geführt und mit den Worten: „Ich will die Eva und den Martin zu dir herschicken, lieber Vater, damit du mich holen lassen kannst, wenn du wieder in die Stube willst," — eilte sie dem Hause zu.

Ich muß aber nun meinen lieben jungen Lesern genauere Bekanntschaft mit den Leuten verschaffen, die ich ihnen da vorführte. Denn aus ihrem Schulunter-

richte wissen sie schon, daß der Scoharie und Susquehanna und Muskingum keine Berge, sondern Flüsse sind; und würde irgend eine alte Person, die zur Schule ging, als man nur lesen, den Katechismus und zur Noth noch schreiben lernte, die Meinung aussprechen, es seien diese Flüsse wohl in Ungarn oder in der Türkei, so würden sie mit der Altklugheit junger Gelehrten sagen: „Wo denkst du hin? Diese Flüsse liegen oder vielmehr laufen in Nordamerika und zwar in den Staaten New-York, Pennsylvanien und Ohio."

Die alte, ungelehrte Person wird allerdings staunen über solche Gelehrsamkeit, aber sie wird doch Herz und Mund öffnen und sagen: „Kinder, allen Respect vor eurer Gescheidigkeit und daß ihr sogar wißt, was in Amerika für Gewässer sind; aber versäumt mir darüber den Katechismum und das Wort Gottes nicht; denn das sind die rechten Lebensströme, drauf man wohl erhalten durch die Welt schiffen und im Himmel anlanden kann."

Und ich sage euch, daß gerade der alte Mann, den ich bereits vorführte, davon einen lebendigen Beweis liefert. Es gehört aber zu der Geschichte, die ich euch erzählen will, daß ich auch sage, wie denn derselbe vom Rhein an diese amerikanischen Flüsse kam, die er im Gespräche mit seiner Tochter nannte, obwohl eigentlich seine Tochter die Hauptperson meiner Erzählung ist. In der Pfalz am Rhein erging es vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an wie in Egyptenland, davon 2 Mos. 1. Cap. geschrieben steht: „Da

kam ein neuer König auf in Egypten, der wußte nichts von Joseph und sprach zu seinem Volk: Siehe, des Volkes der Kinder Israel ist viel mehr, denn wir. Wohlan, wir wollen sie mit List dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden."

Der Churfürst von der Pfalz am Rhein, Johann Wilhelm, hatte sich von den Jesuiten, die ihn erzogen hatten, in den Kopf setzen lassen, daß sein höchstes Regentenverdienst sei, die Protestanten seines Landes entweder katholisch zu machen oder aus ihrer Heimath zu vertreiben. Und demgemäß gebrauchte er List und Gewalt, den erhaltenen Rath und seinen Plan auszuführen. Lutheraner und Calvinisten wurden gleichmäßig von ihm und seinen Beamten und den Jesuiten gedrückt und gedrängt, obgleich sie seine fleißigsten und wohlhabendsten Unterthanen waren. Da sie von ihrem Glauben nicht lassen und doch auch die Quälereien nicht länger tragen wollten, so fingen sie im Jahre 1709 an, auszuwandern und sich eine neue Heimath und ungehinderte Uebung ihres Glaubens in Amerika zu suchen.

Engländer hatten ihnen goldene Berge versprochen, denn sie hätten gerne die fleißigen Deutschen als ihre Arbeitsbienen in den neueroberten Ländergebieten von Amerika benützt. Aber die englische Regierung hat diese treuherzigen Deutschen bitter getäuscht. Nur der sechste Theil, etwa 5000, von allen in London angekommenen Deutschen wurden im Jahre 1710 nach Amerika befördert, die übrigen fanden in England ihr Grab oder wurden nach Irland oder auf die Klippen der Scilly=

Inseln geschickt. Unter den nach Amerika beförderten Pfälzern befand sich auch der alte Mann, den ich meinen Lesern vorführte. Sein Name ist Georg Scholler. Die vielen Drangsale, die er in seiner Heimath um seines Glaubens willen zu tragen hatte, befestigten ihn nur mehr in der Treue zu der Augsburger Confession, in der Liebe zur Bibel und zu seinem Katechismus Lutheri. Mit Weib und vier Kindern war er in den besten kräftigsten Mannesjahren weggezogen vom heimathlichen Rheinstrom; aber Mühe, Arbeit und oft auch Entbehrung und Noth haben seine Kräfte weit mehr aufgezehrt, als das Alter. Denn er war viel schwächer, als seine siebzig Lebensjahre, die er jetzt zählen mochte, erwarten ließen. In New-York angekommen, fand er mit seinen Gefährten keineswegs das Land des Gewinnes und des gemächlichen Erwerbes, das man ihnen vorgemalt hatte. Im Gegentheil bekamen hier die deutschen Einwanderer zwei Zwingherren statt einen. Der reiche Grundherr Livingston, auf dessen Gebiet am Hudson, im heutigen Canton Columbia, sie sich niederließen, gab jeder Familie nur 10 Morgen (Acres) Land zur Urbarmachung und dafür mußten sie ihm eine bedeutende Jahresabgabe reichen. Dazu kam der habsüchtige Gouverneur Hunter von New-York, der im Namen des Königs an die 200,000 Thaler Ueberfahrtskosten von den Pfälzern forderte und sie verpflichtete, an Zahlungsstatt Theer und Hanf zu liefern. Mit großer Anstrengung suchten sie diesen Forderungen gerecht zu werden und hatten binnen kurzer Zeit einige schöne Dörfer

und fruchtreiche Felder aus der Wildniß hervorgezaubert. Aber es war ihnen unmöglich, außer den Abgaben an ihre neuen Zwingherren nur die nöthige Nahrung und Kleidung für sich und die Ihrigen zu erringen. Daher verließen im Jahre 1713 einhundertfünfzig Familien ihre Ansiedlungen am Hudson und zogen etwa 100 englische Meilen weiter westlich zu dem Indianerstamme der Mohawks. „Lieber unter Wilden todt, als unter den civilisirten Blutigeln lebendig" — so riefen die geplagten Pfälzer. — Unter diesen 150 Familien war auch unser Georg Scholler. Noch hatte ihm der HErr Weib und seine vier Kinder am Leben erhalten trotz aller Mühen, Anstrengungen und Entbehrungen. Ja seine zwei Söhne, davon der eine jetzt 20, der andere 18 Jahre zählte, waren seine kräftigsten Mitarbeiter und Stützen, was er um so mehr bedurfte, als die Mutter bereits anfing zu kränkeln und die beiden Töchter noch zu jung und schwach waren zu so schwerer Arbeit.

Die Indianer hatten den Pfälzern wohl eine bedeutende Strecke Landes abgetreten, aber es war eben Urwald und konnte nur mit vieler Mühe, unter Hunger und Kummer geklärt und angebaut werden. Doch den kräftigen Armen der Pfälzer war keine Arbeit zu schwer. Es stählte und ermuthigte sie zu unverdrossener Ausdauer ganz besonders ihre Frömmigkeit, ihr fleißiges Gebet und ihr Eifer in der Beherzigung des Wortes Gottes. So lange sie in ihrer deutschen Heimath waren, hatten Lutheraner und Calvinisten immer mit einander Streit und waren nicht selten ganz feindlich und

bitter gegen einander. Auch der Druck, welchen sie gemeinsam von ihrem katholischen Landesfürsten zu dulden hatten, brachte sie nicht zur Einigkeit. Aber jetzt in den Urwäldern Amerika's, unter den heidnischen Indianern, bei Mühe und Arbeit, bei Entbehrung und Mangel, vergaßen sie, was sie von einander trennte, und hielten in Liebe zusammen bei gemeinsamen Gebeten und Gottesdiensten. — Nur ließen die Lutheraner nicht von ihrem lutherischen, die Calvinisten nicht von ihrem Heidelberger Katechismus. Dagegen war ein Prediger Augsburgischer Confession unter ihnen, der als treuer Hirte Lutheraner wie Calvinisten seelsorgerlich pflegte.

Schon nach wenigen Jahren hatten auch hier die frommen und fleißigen Pfälzer freundliche Saatfelder und grüne Wiesen aus der Wüste geschaffen. Da sollte aufs Neue menschliche Bosheit gegen sie sich erheben und ihnen schweres Herzeleid bereiten. Nicht von den heidnischen Indianern, sondern von sogenannten Christen wurde abermals schmerzlicher Raub an ihnen begangen.

Der habsüchtige Gouverneur Hunter von New-York hatte mit Neid und Mißgunst das Gedeihen der deutschen Ortschaften am Scoharie wahrgenommen. Er suchte geltend zu machen, daß die Indianer kein Recht an den Boden haben, den sie bewohnten und wovon sie eine Strecke an die Pfälzer abgetreten hatten. Nachdem diese bereits sieben blühende Dörfer hier besaßen mit fruchtbaren Feldern und Wiesen, zeigte er ihnen an: „er habe das von ihnen in Besitz genommene Land an Kaufleute in Albany und New-York verkauft; von

diesen sollten sie es entweder kaufen oder pachten, widrigenfalls sie dasselbe sogleich verlassen müßten ohne Anspruch auf Vergütung für aufgewandte Kulturkosten."

Das war ein Schlag für die armen Deutschen, der sie fast betäubte. Sie wandten Alles an, den ruchlosen Plan und Befehl gegen sie rückgängig zu machen. In dieser Drangsal starb die Ehefrau unseres Georg Scholler und auch der Geistliche der Colonisten verschied hier und wurde an den Ufern des Scoharie begraben.

Georg Scholler wurde von Lutheranern und Calvinisten zum geistlichen Führer und Prediger gewählt. Denn im Nothfall und so kein ordentlich berufener und kirchlich verordneter Verwalter des heiligen Amtes in einer Gemeinde kann aufgebracht werden, mag ein jeglicher Christ, der dazu geschickt ist, predigen und die Sacramente verwalten.

Da weder das Recht der Indianer noch der Pfälzer auf ihr urbar gemachtes Land gegenüber der Gewalt des englischen Gouverneurs zur Anerkennung gebracht werden konnte, so sprach Georg Scholler vor versammelter Gemeinde: „Sollen wir abermals Knechte der Gewaltigen und ihnen zinspflichtig werden? Das sei ferne! Der Gott, der uns über die Tiefen des Meeres und durch die Stürme desselben gebracht, der uns während dreijähriger Erpressung und Aussaugung der Familie Livingston gnädig erhalten, der uns hier bei den Heiden ein gutes Land finden ließ und unsern Fleiß segnete, der wird uns endlich in ein Land bringen, wo

wir ungestört und in gutem Frieden die Früchte unseres Fleißes genießen dürfen und wo wir nicht für schwelgende und prassende Müssiggänger arbeiten müssen. Wohlan, laßt uns nach Pennsylvanien ziehen, nach jener Provinz, die ein Mann gegründet hat, der in treuem Glauben an Christum und in ungeheuchelter Liebe zu allen Menschen lebt und arbeitet."

Bei weitem die meisten Pfälzer stimmten ihm freudig bei und verließen im Jahre 1723 das Land am Scoharie; nur an Geist und Körper schwache Feiglinge blieben zurück und wollten lieber der Menschen Knechte sein, als durch erneute Kraftanstrengung sich eine neue Heimath aufsuchen und einen gastlichen, nährenden Herd gründen. Durch ungebahnte Wildnisse rangen sie sich unter unsäglichen Mühseligkeiten über 200 englische Meilen durch, bis sie Tulpehoccon an der Swattara, einem Nebenfluß des Susquehanna, erreichten. Hier schlugen sie ihre Axt ein und faßten festen Fuß.

In einem Zeitraum von wenigen Jahren wandelten sie auch hier den waldreichen Boden zu einem fruchtreichen Gefilde um und Wohnungen richteten sie auf, die mit ihren geräumigen und wohlbebauten Gemüsegärten eben so vom Fleiß der Hausfrauen zeigten, als die Aecker von der Ausdauer der Männer. Aber noch einmal sollte die vielgeplagten Pfälzer schweres Unglück treffen. Wilde Indianer vom Stamme der Tuscaroras und Cajugas stürzten aus dem Norden über sie her und tödteten eine große Zahl der Colonisten in einer Nacht. Georg Scholler's beide Söhne lagen unter

den Todten. Sie hatten sich den Feinden tapfer zur Wehre gestellt, mußten aber ihre Verwegenheit mit dem Leben und mit dem Verlust der Scalpe oder der Kopfhaut büßen. Denn die Kopfhaut der im Kriege Erschlagenen nimmt der Indianer mit sich und trägt sie als Siegeszeichen an einem Stabe. Je mehr Scalpen überwundener Feinde er hat, desto größer ist sein Ansehen unter seinem Stamme.

Das war der schmerzlichste Schlag, der durch den Tod seiner beiden kräftigen Söhne unsern Scholler traf. Doch mit vieler Ergebung trug er auch dieses Herzeleid und wurde bald einigermaßen getröstet, als Martin Schuler, der Sohn seines treuesten Freundes aus der Pfalz, um die Hand seiner ältesten Tochter, Anna, warb und diese als seine Gattin in seine Farm heimführte. Mit seiner jüngsten Tochter Margaretha trieb er nun seine Feld- und Gartengeschäfte; denn sein Predigtamt hatte er schon wieder abgegeben an einen Geistlichen, der von frühern deutschen Einwanderern in Pennsylvanien stammte.

Hier kamen endlich die Pfälzer zu ruhigem Besitz und gutem Wohlstand. Aber Martin Schuler, der Tochtermann Scholler's, war ein unruhiger Kopf, und da er seine Farm am Susquehanna gut verwerthen konnte, so suchte er weiter im Westen sich neue Mühe und Arbeit in noch wilder, waldiger Gegend. Am Muskingum, im Staate Ohio, fand er gutes Land, das nur der fleißigen Hände wartete, um Mühe und Arbeit reichlich zu lohnen. Etwa zehn Familien deut-

scher Landsleute folgten ihm bald nach und Vater Scholler wollte mit seiner Tochter Margaretha nicht zurückbleiben, sondern in der Nähe seiner ältesten Tochter, seines Schwiegersohns und seiner Enkel die Tage seiner Erdenpilgrimschaft beschließen. Doch vor ihm noch schied aus dieser Zeitlichkeit seine liebe Tochter Margaretha und er bereitete ihr eine Grabstätte unfern der Wohnung seines Schwiegersohnes. Bei diesem hatte er zu verweilen beschlossen, bis Gott ihn zu seinen vorangegangenen Lieben in Himmel bringen würde, wohin er so sehnliches Verlangen trug. Es wird so um das Jahr 1735 gewesen sein, als er dieses herzliche Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu sein, in der Weise vor seiner Tochter aussprach, wie wir oben berichteten. Was gilt's aber, daß den alten Mann die genaueste Kenntniß von Amerika's Urwäldern und Flüssen nicht so sicher und getrost durch seines Lebens Mühsale zu hoffnungsfreudigem Ziele gebracht hatte, als dies sein Katechismus und seine Bibel oder vielmehr sein Glaube, seine Frömmigkeit und Gottesfurcht vermochte? Das war des Nachts seine Feuersäule und des Tags seine Wolkensäule, die ihm in der Wüste Weg und Bahn zeigte. — Und das Man oder Himmelsbrod und das Wasser des geistigen Felses, der mitfolgte, stärkte und erquickte ihn allenthalben.

Doch ohne Schmerz und ohne Trauer sollten auch seine letzten Lebenstage nicht bleiben.

Denn ein liebes Enkelein, ein fast zweijähriges Knäblein, hatten seiner Tochter offenbar Indianer ge-

stohlen, da es vor der Thür des Hauses spielte. Es war nämlich verschwunden, ohne daß irgend Jemand im Hause bemerkte, wie und wodurch. Die Indianer aber können unvermerkt und leise nach Katzen Art heranschleichen und plötzlich das wegnehmen, was sie sich zur Beute ersehen haben, oder die tödten, welche ein Opfer ihrer Blutgier sein sollen. Der Schmerz des alten Großvaters über den Verlust dieses Enkelsöhnleins war um so größer, je schrecklicher ihm der Gedanke war, daß dieses Kind nun unter Heiden zum Heidenthum herangezogen werden würde. Der Vater des geraubten Kindes war aber in solche Wuth gegen alle heidnischen Indianer versetzt worden, daß er von nun an gerne alle Indianer, die seine Axt oder seine Büchse erreichen konnte, dem Tode geopfert hätte, wenn er nicht die Rache aller in der Nähe lebenden Indianerstämme hätte fürchten müssen. Daß aber den Tochtermann der Raub seines Kindes zu so finsterm Zorn und nicht zu Gebet und Ergebung in Gottes Fügung trieb, das schmerzte den alten frommen Mann noch mehr. Dazu kam, daß seine Tochter zur Zeit, da der Verlust ihres Söhnleins sie schmerzlich betrübte, ein Kind unter dem Herzen trug, welches durch die Thränen und Klagen der Mutter schwach und krankhaft zur Welt geboren wurde und trotz aller Liebe und Pflege doch nicht erstarken wollte, sondern deutlich einem frühen Tod entgegen siechte. Gerade als wollte dieses kränkelnde Kind den Angehörigen auch in kurzer Lebensdauer ein reiches Maß von Huld und Dankbarkeit für viele Jahre im Voraus darreichen,

war es stets voll Freundlichkeit und lächelte jede Trauerwolke von dem Herzen der Mutter und des Großvaters hinweg und verscheuchte mit seinem Anschmiegen an den Vater auch bei diesem oft stundenlang allen Unmuth und allen Rachedurst gegen die Indianer.

Aber nachdem es bereits ein Jahr lang der Friedens- und Freudenengel des Hauses gewesen, konnte man deutlich wahrnehmen, daß es nicht lange mehr leben, sondern bald abscheiden werde. Man hatte dem lieben Knäblein, das in der Zeit großer Familientrauer geboren wurde, den Namen „Theodor, d. i. Gottesgabe", beigelegt bei der heiligen Taufe, die der Großvater als Hauspriester an ihm vollzog. An eben dem Tage nun, da dieser sich von der Tochter unter den Schatten der großen Eiche führen ließ, die der Wohnung gegenüberstand, war der kleine Liebling des Hauses bedenklich erkrankt. Der Großvater hatte in ahnungsvoller Seele den Glauben gehegt, daß nach des Kindleins Tode auch seine Sterbestunde sich bald nahen werde, und eben deshalb wollte er in einsamer Ruhe noch einmal der lieben Sonne recht ins Antlitz schauen, die er seit seiner Anwesenheit in Amerika stets als einen freundlichen Boten aus dem alten Vaterland begrüßt hatte. Darum entgegnete er auch der Tochter, als diese ihm ihre beiden größeren Kinder zu schicken versprach: „Laß mich nur eine Stunde oder drüber allein und behalte die Kinder im Garten, daß sie die Blumen begießen, wir werden bald Kränze brauchen für das Grab des lieben Theodor."

Wie ein Schwert drang dieses prophetische Wort in das Herz der Tochter und Mutter und mit thränenfeuchten Augen wandte sie sich dem Hause zu. Dort war inzwischen auch der Vater angekommen von der Jagd im nahen Walde, in welchem er schon seit mehreren Stunden umherschweifte. Je freundlicher ihm das schwache, kranke Kind die Aermlein entgegenstreckte und je gewisser sein nahes Ende dem Vater wurde, desto erbitterter wurde sein Herz über den „vermaledeiten Heiden", wie er sich grimmig ausdrückte, der ihm ein Kind raubte und das andere dadurch einem frühen Tode nahe brachte. Dieser Ingrimm verließ ihn auch nicht, als heiße Thränen aus seinen Augen herabrieselten auf den kleinen Liebling, den er bereits auf die Arme genommen hatte, ehe die Mutter eintrat. Sie merkte auch in den Thränen des Gatten den Zorn über den Räuber und Mörder seiner Kinder. Deshalb lehnte sie sich an seine Seite und sprach unter Thränen: „Unsern lieben Theodor wird wohl bald Gott abholen in das himmlische Vaterhaus." —

„Das Gift wird seine Wirkung vollenden," — versetzte der Vater in hartem Tone — „das ihm jener heidnische Räuber unseres Kindes bereitete durch die Thränen, welche du weintest, als du das Kind unter dem Herzen trugst. Schreib' mir nur nicht Gott zu, was gottlose Menschen thun!"

„Auch die Folgen gottloser Werke sind doch für die, welche darunter leiden, Schickungen und Prüfungen Gottes", wandte die Mutter ein, indem sie mit einem

Blicke zu ihrem Gatten aufsah, der deutlich bat und flehte, er möge zu ihrer im Glauben gegründeten Meinung sich bekehren.

Aber ehe dieser dem giftigen Hohn, der sich bereits in seinem Gesichte erkennen ließ, Ausdruck in Worten geben konnte, lief das Töchterlein Eva herbei und sagte: „Der Großvater will in die Stube geführt sein; ich bin aber nicht groß und stark genug, um ihn zu halten."

Der Vater legte nun ohne ein Wort zu sprechen das kranke Kind in die Arme der Mutter und ging hinaus, den Großvater ins Zimmer zu führen.

II.

„Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des HErrn Wege halten und thun, was recht und gut ist." 1 Mos. 18, 19.

So eine Ansiedlung und Wohnung eines deutschen Auswanderers in den Urwäldern Amerika's würde wohl für meine jungen Leser nichts Anziehendes haben. Denn sie sind gewohnt und lieben es gar sehr, am frühen Morgen in die Schule zu gehen, nach geschehener Arbeit mit einer guten Zahl ihrer Genossen ein Spiel zu machen oder ein kleineres Geschwister in einem Wägelein herumzuführen und an Sonn- und Feiertagen in reinlicher Kleidung der Kirche zuzueilen, um in Gebet und Gesang mit der ganzen Gemeinde Gott Lob- und Dankopfer zu bringen.

Von allen diesen Gewohnheiten und Freuden könnten sie dort auch nicht eine üben und genießen. Einsam steht „im Busche" die Wohnung eines Einwanderers, welche anfänglich ein rohes Blockhaus ist — aus lauter Holz aufgerichtet —; sie bietet wenig Bequemlichkeit und an Geräumigkeit fehlt es ihr ebenfalls.

Dagegen ist Scheune und Stall groß und auf große Vorräthe an Futter und Getreide und auf eine zahlreiche Heerde Vieh angelegt. Der Garten am Hause ist auch nicht zur Lust mit Blumen und Johannis= und Stachelbeerstauden bepflanzt, sondern muß vor allen Dingen das nöthige Gemüse für Küche und Schüssel liefern. Doch fehlt im Garten eines deutschen Ansiedlers das „Gelfeigelein," „Himmelschlüsselein," „Nägele" und „Rosenstöckle" nicht, und ist die Frau eine absonderliche Blumenfreundin, wie sie unter den Deutschen nicht selten zu finden sind, so müssen zu jeder Jahreszeit im Garten einige Blumen blühen, die an die verlassene Heimath erinnern und die Stelle der Jugendgefreundten vertreten. Wer's versteht, kann ja wohl auch mit den Blumen allerlei Gespräche führen und unterhaltliche Spiele treiben. Freilich den lieben Kindern ersetzen sie die lebendigen Kameraden nicht, und daran fehlt es ja denen, die in einem Blockhause eines Ansiedlers im amerikanischen Urwalde aufwachsen müssen, ganz und gar. Denn neben dem Hause, der Scheune nebst Stalle und neben dem Garten des Vaters steht nicht gleich wieder Wohnung und Garten und Gehöfe eines Nachbars. Da kommt zuerst das ganze bereits urbar gemachte Gut an Aeckern und Wiesen; darauf wird Getreide für Menschen — vorzüglich Weizen, Roggen, indianisches Korn (Mais), Kartoffeln — und Futter für das Vieh gebaut. Dies ist mit einer hohen Umzäunung eingefriedigt, damit nicht die Kühe, Schafe und Schweine, welche im Freien weiden, Schaden thun können. Ueber diesem eingefriedigten

Acker- und Wiesenland draußen liegt Wald, der dem Ansiedler gehört und Holz zum Bauen und Brennen oder Weideplätze für das Vieh bietet, und von dem nach und nach immer mehr ausgerodet und bebaut wird. — Hat eine Familie ein großes Stück Land in Besitz, so geht es auch weit durch den Wald hin, bis man wieder zu einem Blockhaus eines andern Ansiedlers gelangt. Die Nachbarn sind da gar weit von einander entfernt. Und wenn dann nur ein schöner Weg wäre zu dem Nachbar hin, so könnten die Kinder schon zusammenlaufen, einander besuchen und ihre Spiele mit einander treiben! — Aber da sind die gewaltigen Eichen, Fichten und Fohrlen mit Schlingpflanzen umwunden und verbunden, daß man nicht durch kann; dort ist ein Sumpf, der die Schritte hemmt, hier ein reißender Waldstrom, der den Wanderer zurückschreckt; des Gethieres gar nicht zu denken, das in diesen Wäldern sich häuslich niedergelassen hat und von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen droht, wenn sich ein schwaches Menschenkind nahen will. Nein — da ist's aus mit dem Zusammenlaufen der Nachbarskinder und mit gemeinsamen Spielen! Und das würden meine jungen Leser, die in einem deutschen Dorfe oder in einer Stadt leben, sich zuletzt auch noch gefallen lassen, wenn sie in einer solchen amerikanischen Siedelei wohnen müßten; aber daß sie keine Schule besuchen, am Sonntag keinem Gottesdienst in einer schönen Kirche anwohnen und mit zahlreich versammelter Gemeinde geistliche, liebliche Lieder singen, keinen Kirchthurm sehen, der mit seiner Spitze

nach dem Himmel den Weg zeigt, und keinen Glockenton hören können, dadurch ihre Seele an die schnelle Flucht der Zeit und an die Ewigkeit erinnert wird, das würde ihnen doch unerträglich vorkommen und sie würden sich mit Thränen zurückwünschen nach ihrer verlassenen Heimath im lieben deutschen Vaterlande. Freilich Kinder, die dort geboren und erzogen werden, fühlen den Mangel und den Verlust, der mit solcher Waldeinsamkeit verbunden ist, nicht und ihnen dünkt wohl auch das wenige Lernen und Beten, wozu sie etwa von der Mutter angehalten werden, schon eine unnöthige Zuthat zum Leben. Aber das ist das Verderben solcher Buschmenschen, daß sie nur für den Leib und für die Zeit zu sorgen gewöhnt werden und nur auf die Erwerbung irdischen Gutes denken. Allein es ist doch ein elend, erbärmlich Ding um aller Menschen Leben, die nur arbeiten, um zu essen und um Geld zu sammeln. Besser war es schon in der Familie, von welcher ich zu erzählen habe. Denn hier hatte der Großvater die Richtung auf die höhern, ewigen Güter unterhalten und die Mutter war eine treue Lehrerin und Erzieherin ihrer Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Auch hatte das hölzerne Blockhaus bereits einem Wohngebäude aus Mauerwerk Platz machen müssen und drinnen würde es wenigstens Kinder vom Lande anheimeln. Denn es ist Alles so eingetheilt und eingerichtet, wie in einem deutschen Bauernhause. Da steht der große Kachelofen, um den eine hölzerne Bank herläuft, auf der sich an kalten, regnerischen Tagen und im Winter

gar behaglich sitzen oder liegen läßt, zumal das Geländer, das um den Ofen her aufgerichtet ist und daran man naß gewordene Kleider schnell trocknen kann, verhütet, daß man sich an dem heißen Ofen brennt. Zwischen dem Ofen und der Wand ist ein Raum, der gerade für den Sorgenstuhl des Großvaters groß genug ist, und wenn dieser in demselben sitzt und den Enkelkindern Geschichten aus der Bibel oder aus der alten Heimath erzählt, so vergessen sie ihre Waldeinsamkeit und es ist ihnen, als wären sie unter einer Menge Menschen und höreten ihre Reden und sähen ihre Werke. Nun kommt das „Kanzleile" oder der Bretterverschlag, welcher bis an die dem Ofen gegenüberstehende Wand reicht und einen Fensterstock enthält. Da steht ein Bett und eine Wiege für das kleine Kind. Das große Zimmer hat Bänke rings an der Wand herum und im Ecke steht der große Tisch; über demselben ist ein Bücherbrett befestigt, worauf neben Bibel, Katechismus, Gebet- und Gesangbuch noch Arndt's wahres Christenthum, Scriver's Seelenschatz und ein Predigtbuch sich befindet. Diese Bücher machen die Trostbrünnlein des Hauses aus, zu denen man fleißig kommt und schöpfet und woraus man auch den Kindern zur Erfrischung und Stärkung reicht, was ihren Seelen noth thut.

So war das Haus des Martin Schuler bestellt, wie ein deutsches evangelisches Bauernhaus. Aber es rührte diese gute Bestellung noch vom Großvater her und mit Schmerzen bemerkte dieser schon längst, daß sein Tochtermann für die Güter und Gaben des Wor-

tes Gottes keinen rechten Sinn mehr habe. Ja er murrte nicht selten, wenn die Mutter mit den Kindern in der Bibel las oder ihnen die Hauptstücke des Lutherischen Katechismus einzuprägen suchte. Sein Sinn stand nur auf Arbeit, Ernte, Viehzucht, Jagd und Erwerb und hielt jede Beschäftigung mit geistlichen Dingen für Zeitverlust und Raub an irdischem Gut. Der Hausfrau that dies in der Seele weh. Denn selbst die Trauer des Mannes um das geraubte Kind und die Thränen, die er vergoß bei dem sichtbaren Herannahen des Todes an sein jüngstes Knäblein, galten nur dem Verlust an Arbeitskräften, die er in den Kindern zu erlangen wünschte.

Wohl braucht so ein Farmer im Busche starke Arme zur Arbeit, und eben weil Dienstboten nur selten und nur um sehr hohen Lohn zu haben sind, so werden ihm erwachsene, kräftige Kinder ein Gegenstand des heißesten Verlangens; je größer ihre Zahl ist, desto mehr wächst sein Reichthum. Allein diese Art Liebe zu Kindern ist doch eine gar zu weltliche und muß auch die Herzen der Kinder zuletzt mit einer Eiskruste umziehen. Um das zu verhüten, ließ es sich der Großvater und die Mutter angelegen sein, dem Martin und der Eva die rechte, wahre, christliche Elternliebe zu erweisen, von welcher gesagt werden kann, was Gott von der Liebe Abraham's rühmt: „Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist.“ — Sie suchten auch in sanfter Weise den

Vater zu solcher Liebe gegen seine Kinder zu bringen, und namentlich meinte der alte Scholler das herannahende Ende des geliebten Enkels benützen zu müssen, um das Herz seines Tochtermanns auf das Eine zu lenken, was auch den bittersten Schmerz heiligen und den herbesten Verlust reichlich ersetzen kann. Das Wort Gottes und die Liebe Christi vermag das allein, das hatte der greise Großvater in seinem bewegten nnd mühevollen Leben, in welchem er auch den Schmerz über den Tod so mancher ihm theurer Angehörigen tragen mußte, genugsam erfahren. Deshalb fing er auch alsbald an, mit Gottes Wort das Herz seines Tochtermanns zu erwecken, als ihn dieser durch das Zimmer in das Kanzleile gebracht hatte, wo gerade die Mutter mit dem kranken Kinde auf den Armen saß und ihm ein Säftlein beizubringen suchte, das den Husten desselben leichter machen und den zähen Schleim in Gang bringen sollte, der sich im Halse und auf den Lungen festgesetzt hatte. Das Athmen des kleinen Theodor ging nur sehr schwer und mit seinen lieben, blauen Aeuglein sah er die Mutter, den Vater und zuletzt den Großvater so verlangend und bittend an, als wollte er sagen: „Ach, könnt ihr mir denn nicht die schwere Last abnehmen, die mich zu ersticken droht?“ Heiße Thränen rieselten in großen Tropfen aus den Augen der Mutter auf den kleinen, holdseligen Liebling herab. Der Vater griff mit bebender Hand nach dem Puls des Kindes, um zu erforschen, wie das Leben in ihm noch schlage. Der Großvater aber faltete seine Hände und sprach:

„O Gott, laß doch unser Ende sein wie das Ende dieses Kindes! Seine Seele scheidet im Schmuck der Taufgnade und angethan mit dem Ehrenkleid der Gerechtigkeit Christi aus dieser Welt und kommt dort im Himmel an zu Lob und Preis seines himmlischen Vaters, der es deshalb so frühe zu sich nimmt, damit er auch dadurch Euer Herz mit all' seinem Dichten und Trachten von der Erde losreiße und nach Oben richte."

Eine feierliche Stille trat auf diese Rede des Großvaters ein, in welcher man nur das schwere und immer kürzere Athmen des sterbenden Kindes hörte. Eva, das achtjährige Töchterlein, unterbrach endlich die lautlose Stille, indem sie unter Thränen sagte: „Großvater — du hast ja gesagt, wenn wir etwas bitten von Gott im Namen Jesu, so wird es uns gewährt. Wollen wir beten, daß Gott unsern Theodor gesund mache und nicht sterben lasse."

Wie aus Gedanken, die in die Ferne schweiften, wieder unter seine Umgebung in der Nähe zurückgerufen, wandte der Vater seine Blicke auf den alten Mann und brach mit Seufzen in die Worte aus: „O unsere heißesten Wünsche finden keine Erfüllung!" —

Mit sanftem Tadel fiel der Greis ein: „Darum sollen unsere Wünsche Gebete werden und im Gebete gewinnt die Ergebung in Gottes Rath die Oberhand, welche stets hinzufügt: Doch nicht mein, sondern dein Wille, o Gott, geschehe!" — Martin, der zehnjährige Knabe, welcher allein ohne Thränen das liebe sterbende Brüderlein mit stillem Sinnen betrachtet hatte, sagte

jetzt: „Und der liebe Heiland hat auch einmal die Mahnung gegeben: „„Was ich jetzt thue, weißt du nicht; du wirst es aber nachher erfahren.““

Durch diese Erinnerung des Knaben fühlte sich die Mutter mächtig gehoben und indem sie die Hand ihres Mannes ergriff und ihn mit glänzenden Augen anblickte, sprach sie: „Wollen wir Gott das Kind nicht abzwingen, sondern es willig ihm überlassen, da er es zu sich nehmen will. Es war dennoch eine Gottesgabe reichen Trostes, vieler Freude und großen Segens auch in der kurzen Zeit seines Lebens.“

Der Vater neigte sich zu dem Kinde nieder und küßte es auf die schon erkaltenden bleichen Lippen. Noch einmal schien es die Augen im Kreise herum zu wenden auf Eltern und Geschwisterte, als wollte es Abschied nehmen und Alle einladen, ihm nachzukommen, worauf es die Seele aushauchte und die blauen Aeuglein für immer schloß.

„Seine Seele ist hingegangen zu seinem Gott und zu unserm Gott, zu seinem Vater und zu unserm Vater. — Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet!“ So sprach die Mutter mit leiser, bebender Stimme, als fürchtete sie, das nunmehr im Todesschlummer ruhende Kind aufzuwecken. Die beiden Geschwisterte des heimgegangenen Knäbleins weinten, indem sie ihre Hände zum Gebete falteten; der Vater aber stand da, schwer aufseufzend und gerade vor sich hinblickend, so daß man sehen konnte, es gehe ein Kampf in seinem Innern vor um

den Glauben, der höher ist, als aller Menschen Vernunft.

Der Großvater, welcher diesem innern Kampf seines Tochtermannes zum Siege zu verhelfen wünschte, sprach in tiefer Bewegung und mit ergreifendem Ernst die Worte: „Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Christum, mit ihm führen.“ Und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Ist mir's doch, als hörte ich die im Himmel angeländete Seele des lieben Kindes herniederrufen mit Engelsstimme:

Gott g'segn euch, Vater und Mutter!
Mir ist gar wohl geschehn;
Gott hat mich kleines Pflänzlein
Ins Paradies ersehn.
Dort wollen wir in Freuden
Einander wieder sehn,
Wo unser Gott und Herre
Wird Alles in Allem sein.“

Martin, der Tochtermann, drückte dem Großvater die Hand und sagte, während die Mutter das gestorbene Kind aus ihren Armen auf ein Bettlein legte: „Gott erhalte Euch mir noch lange, lieber Vater, zur Stärkung meines Glaubens. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ „Wähle dir, mein Sohn, den zum Helfer, der allezeit bei uns ist, bis an der Welt Ende!

Meine Zeit auf Erden ist abgelaufen.“ — So entgegnete der Großvater. „Den zarten Leib des Kindes, die zerbrechliche Hütte seiner in den Himmel aufgenommenen Seele, wollen wir miteinander noch in die Erde bestatten. Es ist ein feines Weizenkörnlein und in der Auferstehung wird Gott ihm auch nach des Samens Art einen herrlich strahlenden, himmlischen Leib geben. Denn also stehet geschrieben: „„Was du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll; sondern ein blos Korn, nämlich Weizen oder der andern eins. Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem jeglichen von den Samen seinen eigenen Leib.““

Nach des Großvaters Wunsche sollte zur Beerdigung nur der Taufpathe des Kindes, ein Deutscher, welcher etwa eine Stunde entfernt seine Farm hatte, herbeigerufen werden. Denn durch die Anwesenheit mehrerer Leute, welchen man doch Speise und Trank reichen muß, wird die trauernde Familie in Unruhe versetzt und der Eindruck verwischt, welchen die Beerdigung eines geliebten Gliedes der Familie auf die Hinterbliebenen machen soll.

Der treue „Gehilfe“ des Hauses — denn von „Knechten“ und „Mägden“ durfte man schon damals im freien Amerika nicht reden —, der ebenfalls schon bejahrte Kaspar Müller, welcher seit vielen Jahren im Hause war, wurde entsendet, um dem Taufpathen die Leiche anzusagen und ihn zur Beerdigung des Kindes herbeizurufen. Der Vater selbst machte sich daran, ein einfaches Särglein zu bereiten, und Mutter und Ge=

schwisterte holten aus Wald, Wiese und Garten alle Blumen herbei, welche der Frühling bereits hervorgebracht hatte, um den Leichnam zu bekränzen und den Sarg zu schmücken. Unter viel Thränen, aber in sanftem, stillem Wesen geschah Alles, was zur Vorbereitung auf die Grablegung zu besorgen war. Neben dem Grabe der Tante Margaretha, doch so, daß dazwischen ein Raum blieb für das Grab eines Erwachsenen, wurde die Gruft gemacht, in welche des Kindes Leichnam gelegt werden sollte. So hatte es der Großvater angeordnet; denn er wollte, daß sein Leib zwischen Tochter und Enkel gelegt werde.

Am dritten Tage nach dem Abscheiden des Kindes war die Leichenfeier. Es waren aber doch außer dem Taufpathen auch noch dessen Ehefrau und drei Kinder desselben im Alter zwischen zwölf und achtzehn Jahren, zwei Söhne und eine Tochter, mit herbeigekommen.

Der Großvater verrichtete das Amt des Priesters und Predigers mit Kraft und Salbung und sprach einfache Worte zu Trost und Erbauung. Er legte zuerst Joh. 11, 36: „Siehe, wie hat Er ihn so lieb gehabt!“ vor und zeigte, daß die frühe Hinwegnahme des Kindes aus diesem sündenvollen Erdenleben ein Zeichen der Liebe Christi zu der Seele des Kindes sei. Dann aber suchte er den Schmerz des Vaters und der Mutter, der gerade bei dem Tode dieses Kindes so groß war, weil sie es als ein Gnadengeschenk Gottes in tiefer Trauer über den Raub eines andern Knaben ansahen, zu reinigen und zu heiligen durch Ergebung in Gottes wunder=

baren Rath mit den Worten Christi Joh. 18, 11: „Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?“ — Als er seine einfache Auslegung und Anwendung des Textes beendigt hatte, forderte er die Umstehenden auf, ein Lied nach der bekannten Melodie: „Christus, der ist mein Leben,“ zu singen, dessen einzelne Strophen er ihnen vorsagte und das also lautete:

Zieh ein in deine Kammer
Du liebes, trautes Kind!
Das Grab deckt allen Jammer;
Dies Bettlein ist dir lind.

Verschwunden sind die Schmerzen,
Davon dein Haupt war voll;
Du liegst an Jesu Herzen,
Da ist dir ewig wohl.

Dir schmücken Blumenkränze
Das kampfesmüde Haupt,
Weil dich der Tod im Lenze
Des Lebens hat geraubt.

Doch bracht' er dich zum Frieden
Nach deines Mittlers Rath,
Der deine zarten Blüthen
Zur Frucht gereifet hat.

Wir gönnen dir den Frieden,
Und dennoch weinen wir;
Du bist von uns geschieden,
Und doch sind wir bei dir.

Wir sind bei dir in Hoffen,
Das fest im Glauben steht;
Wir seh'n den Himmel offen,
Dein Geist uns stets umweht.

So geh' in deine Kammer,
Du trautes, liebes Kind!
Es schweigt auch unser Jammer,
Wann wir ganz bei dir sind.

Nachdem dieses Lied abgesungen war, versah der Kaspar sein Todtengräbergeschäft und der alte Großvater segnete die verwesliche Hülle des Enkels zur Grabesruhe und zur fröhlichen Auferstehung ein. Unter vielen Thränen entfernte sich die kleine Trauerversammlung vom frischen Grabhügel und mit siegesfrohem Geiste sagte der Greis: „Das war mein letztes Werk als geistlicher Diener an unserer einsamen kleinen Kirchengemeinde, die aber doch ein Glied ist am großen, über die ganze Erde hin ausgebreiteten Leibe, dessen Haupt Christus ist. In kurzer Frist werdet ihr mich selbst zu Grabe tragen."

Seine Ahnung erfüllte sich. Denn schon nach vierzehn Tagen holte ihn der Tod, als ein freundlicher Friedensbote vom Herrn gesandt, ab aus diesem Leben voll Mühe und Kampf und voll Schwachheit und Gebrechlichkeit. Den guten Eindruck, welchen der Tod des Knäbleins auf das Herz seines in irdischen Sorgen und in Haß gegen alle Indianer verstrickten Schwiegersohnes gemacht hatte, suchte er noch in manchem freundlichen

Wort der Mahnung zu bestärken. Am Tage seines Abscheidens ließ er Schwiegersohn und Tochter, die beiden Enkel und den alten Gehilfen Kaspar vor sein Bette kommen, das er erst seit Tagen nicht mehr verlassen konnte, und stellte ihnen den Ernst und die Bedeutung des Wortes Gottes vor: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere von selbst zufallen.“ Diese Anrede schloß er damit, daß er den Ausspruch Christi als ein zweischneidig Schwert in ihre Seelen zu drücken suchte: „Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele.“ Insbesondere aber hielt er seinem Tochtermann vor, daß er eher durch Freundlichkeit gegen die umwohnenden Heiden die Spuren seines geraubten Sohnes entdecken und ihn wieder finden würde, als durch seinen Haß und Groll. „Und hat mir nicht der Wunsch des eigenen Herzens ein Blendwerk bereitet“ — fügte er hinzu —, „so ist euer Sohn nicht verloren; ich meine wenigstens, Gott hat mir ihn sehen lassen in diesem Hause als Friedensboten.“ Nach einiger Zeit stiller Einkehr in sich sprach er noch, wie Simeon: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel.“ Hierauf verschied er und Danksagung und Segnungen der Kinder und Enkel begleiteten die scheidende Seele vor Gottes Thron.

Der Beerdigung des geehrten und geliebten Mannes wohnten fast alle Angehörigen der in einem Umkreise von 4 bis 6 Stunden im Walde zerstreuten deutschen Siedlungen bei; nur was zum Schutz gegen Ueberfälle herumschweifender Indianer und zur Hut der kleinen Kinder zu Hause bleiben mußte, erschien nicht. Kräftige, bärtige Männergestalten, denen man die Mühe und Arbeit, darunter sie die Tage ihres Lebens zubrachten, von den sonnverbrannten, durchfurchten Gesichtern ablesen konnte, Jünglinge, die wohl an Wuchs ihren Vätern nicht gleich kamen, aber an Gedrungenheit der Gliedmaßen und an nerviger Muskelkraft dieselben noch zu übertreffen schienen, konnte man sehen, — die Einem wohl bei einer andern Gelegenheit hätten Furcht erwecken können. Aber in ihrer reinlichen, schwarzen Kleidung und begleitet von rüstigen Frauen, deren Alter und thränenfeuchte Augen deutlich beurkundeten, daß diese Versammlung nicht zu Kampf und Feindschaft, sondern zu einem Friedenswerk der Trauer angethan sei, flößten sie Vertrauen und Ehrfurcht ein.

Es herrschte eine feierliche Stille, als der Sarg, darin der entseelte Leib Georg Scholler's lag, zu der von ihm auserlesenen Grabesstätte getragen wurde. Ein alter Mann, der aber auch unter der großen Zahl seiner Lebensjahre sein Haupt noch aufrecht trug, trat hervor und rühmte in schlichten Worten die Tugenden des Heimgegangenen. Der Redner war ein treuer Genosse aller Kämpfe, Mühen und Arbeiten desselben vom Rheine bis hieher an die Ufer des Muskingum und er

wußte die deutlichen Einflüsse der Gnade Gottes im Leben Scholler's mit der Ueberzeugung eigener Erfahrung hervorzuheben. Deshalb schwiegen und verstummten die Klagen der Trauernden unter seiner Rede, eine zu Dank und Preis Gottes erhobene Stimmung war die Wirkung dieser Leichenrede bei allen Zuhörern; und es gab einen feierlichen, von innigem Glauben und Gottvertrauen gehobenen Gesang, als die Versammelten der Aufforderung des Leichenredners gemäß das Lied anstimmten:

Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab' hier keinen Stand,
Der Himmel soll mir werden,
Da ist mein Vaterland.
Hier reis' ich aus und abe,
Dort in der ew'gen Ruh'
Ist Gottes Gnadengabe,
Die schleußt all' Arbeit zu.

Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erschreckt;
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir viel Angst erweckt.
Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verschuld't,
Hab' ich doch müssen leiden
Und tragen mit Geduld.

Wo ich bisher gesessen,
Ist nicht mein rechtes Haus.

Wenn mein Ziel ausgemessen,
So tret' ich dann hinaus;
Und was ich hie gebrauchet,
Das leg' ich alles ab;
Und wenn ich ausgehauchet,
So bringt man mich ins Grab.

Du aber, meine Freude,
O Jesu, Lebenslicht!
Du zeuchst mich, wann ich scheide,
Hin vor dein Angesicht, —
Ins Haus der ew'gen Wonne,
Da ich stets freudenvoll
Gleich als die helle Sonne
Nächst andern leuchten soll.

In stillem schweigsamen Ernste entfernten sich die Anwesenden vom Grabe und versammelten sich vor der Wohnung, um durch kalte Speisen und einen Trunk Cider sich zur Heimreise zu stärken. Als auch dies Geschäft abgemacht war, entfernten sich die Leichengäste Ein Händedruck und „Gott behüt Euch!“ machte die ganze Abschiedsceremonie aus.

III.

„Sie gehen daher wie ein Schemen und machen ihnen viel vergebliche Unruhe.“

Ps. 39, 7.

Im Hause des Martin Schuler war es jetzt wie zur Winterszeit im Walde. Alles Leben und alle Lebenslust schien ausgestorben zu sein; lautlos gingen die Hausgenossen an einander vorüber und selbst was sie einander zu sagen hatten, wurde mit leiser Stimme gesprochen, als fürchteten sie, einen geliebten Kranken, der gerade in sanftem Schlafe liege, aufzuwecken.

Selbst die sonst so geschwätzige kleine Evà war ganz schweigsam und blickte nur mit thränenfeuchten Augen zur Mutter auf, wenn diese irgend ein Kleidungsstück beseitigte, das dem verstorbenen Theodor gehörte, oder in Scriver's Seelenschatz las, den der heimgegangene Großvater ihr zu fleißiger Ausbeute dringend empfohlen hatte. Und wenn der sanglustige Martin ein Liedlein anstimmen wollte, so schlug es ihm stets in Wort und Melodie des Liedes um, das am Grabe des geliebten Brüderleins abgesungen wurde. Kam er, stille vor sich hinsingend, zu den Worten:

„Du liegst an Jesu Herzen,
Da ist dir ewig wohl."

so versagte ihm die Stimme und Thränen rieselten aus seinen Augen herab. Der Vater machte sich mehr im Hause zu schaffen, als es sonst seine Gewohnheit war und die gegenwärtige Jahreszeit gestatten wollte. Denn wo der Tod einen Raub sich geholt hat in einer Familie, da ist's, als wollten die Lebenden sich fester aneinander schließen. Sie trennen sich auch zu den Tagesarbeiten nicht gerne und sind sanfter und milder in ihrem ganzen Wesen. Die seligen Geister der Abgeschiedenen scheinen in sanftem stillen Sausen die Hinterbliebenen zu umschweben, wie Gott der Herr einst dem Propheten Elias erschien als ein still sanftes Sausen. Schade nur, daß nicht bei allen Lebenden die Wirkung der unsichtbaren Nähe abgeschiedener Seelen von stets anhaltender Dauer ist. Arbeiten, Sorgen, Sünden, welche in diesem Leben immer hervortreten, unterbrechen zuerst den geistigen Umgang mit den Verstorbenen und heben ihn zuletzt bei den meisten Erdenbewohnern ganz auf.

Daß in der Familie unsers Farmers der heilsame Umgang mit dem zum Frieden der Gerechten eingegangenen Vater und Kinde länger als ein ganzes Jahr andauerte, obschon nicht mit gleicher Lebendigkeit, ist ein deutliches Zeichen des mächtigen Einflusses, welchen der Großvater vermöge seiner Glaubenskraft, und der innigen Liebe, welche das Kind vermöge seiner lieblichen Engelsnatur äußerte.

Aber als der Frühling des zweiten Jahres nach dem Tode der Geliebten sich nahte und die Arbeiten im Garten und auf dem Felde mehr als je alle Arbeitskräfte in Anspruch nahmen, da konnte man nicht einmal in einer oder der andern Abendstunde mehr Zeit gewinnen, an den Gräbern der Abgeschiedenen Erinnerungen an sie zu sammeln; und bald unterließ man auch an den Sonntagen, ihrer zu gedenken.

Das Band zwischen den seligen Geistern und den arbeitsvollen Erdenpilgrimen schien gänzlich zerrissen zu sein. Dagegen fesselte die Erde mit ihren Mühen und Arbeiten in einer Weise, daß auch den Kindern keine Zeit mehr gelassen wurde, ihre Kenntnisse in Gottes Wort, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu mehren. Je mehr aber der Hausvater in die Geschäfte und Sorgen des Tages verstrickt wurde, desto mehr bemächtigte sich seiner auch wieder ein mürrischer, trotziger und feindseliger Geist; und selbst Mutter Anna wurde davon in einer Weise angesteckt, daß von ihrem frühern sanften, stillen Wesen kaum hie und da mehr ein milder Strahl zu sehen war. Nicht einmal des Gebetes am Morgen und am Abend wurde mehr gedacht.

Alle im Hause fühlten, daß es so nicht recht zugehe; Keinem war ganz wohl und eine gewisse Zurückhaltung und Scheu vor einander ließ keine Stunde wahrhaft frohen und zutraulichen Zusammenlebens aufkommen. Selbst der langjährige, treue Hausgehilfe Kaspar schüttelte oft bedenklich den Kopf und brummte halblaut vor sich hin: „Da ist der Geist des

alten Scholler gewichen oder vielmehr ausgetrieben worden.“ —

Das beständige Rennen und Jagen von Geschäft zu Geschäft; die Hast, womit jede Arbeit betrieben und selbst das Essen als Geschäft behandelt wurde; die Unruhe vom frühen Morgen bis in die späte Nacht im Hause, im Stalle, auf den Aeckern und Wiesen gaben deutlich Zeugniß, daß hier nur für den Leib, für die Zeit und für die Erde gesorgt werde und keinem Gedanken an die Seele, an die Ewigkeit und an den Himmel mehr Raum gelassen sei. Der beständige Wechsel mit Hilfsarbeitern männlichen und weiblichen Geschlechtes — oder Knechten und Mägden, wie wir sagen würden — trug ebenfalls dazu bei, dem Hauswesen den Character einer Unstätigkeit aufzuprägen, bei der sich Niemand wohl fühlte und trauliche Stunden eines familiären Zusammenlebens gar nicht eintraten. Auch Mann und Frau, Eltern und Kinder und Geschwisterte wurden von einander entfremdet, so daß Kälte gegen einander noch das geringste Hausübel war, das sich einstellte.

„So geht und kommt es in einem Hause, in dem man weder zu Gebet noch zur Betrachtung der Bibel sich Zeit gönnt“ — sagte der alte Kaspar einmal zur Hausfrau, als diese sich beklagte über die zunehmende Härte und Rauheit ihres Mannes gegen sie und ihre Kinder.

„Aber wo soll man Zeit hernehmen zu gemeinsamem Gebet und zum Lesen der heiligen Schrift, zumal jetzt, da die Heuernte vor der Thür ist und die Ge-

treideernte gleich darauf folgen wird?" so entgegnete Frau Anna in einem Tone, der mehr einer Rechtfertigung als einer Frage gleich kam.

„Euer seliger Vater würde nicht nur Eure Frage beantworten, sondern auch Rath und Zeit schaffen, wenn er noch lebte oder wenn man wenigstens seiner gedächte;" — so schloß Kaspar das Gespräch ab und ging seiner Wege weiter an seine Arbeit. Die Erinnerung an den Vater erweckte in der Hausfrau Gefühle und Empfindungen, die fast einem Schrecken ähnlich waren. Sie ging in den Garten und mußte, dort angelangt, sich erst besinnen, was sie denn eigentlich wollte. Aber die Gedanken an ihre abgeschiedenen und in das himmlische Vaterhaus heimgegangenen Lieben, an Vater, Schwester und Kind, hatten sich ihrer so sehr bemächtigt, daß sie aus dem Garten sich entfernte, ohne irgend ein Geschäft dort verrichtet zu haben, und zu den nahe gelegenen Grabstätten wie bewußtlos sich hingezogen fühlte. Der erste Blick auf die mit Gras überwachsenen Todtenhügel erschütterte sie dergestalt, daß ein Strom von Thränen unter lautem Schluchzen sich aus ihren Augen ergoß.

Erst der zweite Frühling war gekommen, seit der Liebling ihres Herzens und des ganzen Hauses die Ruhestätte hier gefunden, und seit der theure Vater, das eigentliche Haupt und Herz der Familie, hier das Ziel seiner irdischen Pilgrimschaft erreicht hatte, und schon hatte man unterlassen, die Gräber mit Blumen zu schmücken, wie das im ersten Sommer nach ihrem Hinscheiden

so fleißig geschah. Diese Vernachlässigung fiel der Tochter und Mutter als eine schwere Last auf das Gewissen. Eine Last, die auf das Gewissen drückt, hat aber gewöhnlich auch die Wirkung, daß wie durch einen geheimen Luftgang die Decke von den Augen weggedrückt wird, die im geistigen Schlafe darauf liegt. Bei Mutter Anna war dies in der Weise der Fall, daß sie auf einmal alle die Verwüstung in ihrem Hause sah, die mit dieser Vernachlässigung im nothwendigen Zusammenhange stand. Es war ihr, als stünden die seligen, verklärten Geister ihres Vaters und ihres Söhnleins auf den Grabhügeln und hielten hellstrahlende Lichter in den Händen, und von diesen Lichtern wurde Haus und Garten und Gehöfte und Acker und Wiese beleuchtet und überall stand mit großer, schwarzer Schrift geschrieben: „Deine Götzen sollen zu Schanden werden und Du mit ihnen!“

Sie verstand die Weisung dieses innern Gesichtes und alle die theuern Mahnungen ihres seligen Vaters, und alle die Vorsätze, die sie beim Hinscheiden ihres geliebten Kindes mit ihrem Gatten gefaßt hatte, wurden lebendig in ihr und drängten sich in ihrem Innern zu einem Gebete zusammen: „Herr Jesu, tröste mich wieder mit Deiner Hilfe!“ —

Betend und sinnend blieb sie eine geraume Zeit auf dem Grabhügel ihres Vaters sitzen, und als sie sich erhob, um ihrer Wohnung zuzugehen, konnte man ihr ansehen, daß sie innerlich erkräftigt und gestärkt sich fühlte. Noch ehe sie zur Thür ihres Hauses kam, zog eine Erscheinung ihre Aufmerksamkeit dergestalt auf sich, daß sie ihre Schritte in einiger Entfernung hemmte. In

das Gehöfte trat nemlich ein Indianer herein, dessen Gang und Geberden von völliger Ermattung zeugten, obwohl er ein junger, hochgewachsener Mann war. Auch sein Anzug verrieth durch Unordnung, in die er gerathen, und durch Schmutz, womit er bedeckt war, daß er durch mühsame Pfade seit längerer Zeit gewandert sein mußte, bis er hieher gelangte.

Das schwarze, straffe Haar hing weit über die Schultern herab; die Kopfbedeckung, ein Flechtwerk mit Federn von allerlei Vögeln geschmückt, zeigte deutliche Spuren von Eingriffen, die Baumäste und Gesträuche des Waldes gemacht hatten; die Wampumschnüre um den Hals waren nicht verrückt, dagegen zeigte die Wollendecke, welche über die Schultern her hing und unter der rechten Achsel mit einem Knopfe befestigt war, sogar einige Risse. Die Ringe um den nackten rechten Arm hatten ihren Glanz verloren; das weiße Hemd, welches den Leib bis zur Mitte der Schenkel bedeckte, war von Schweiß und Thau durchfeuchtet und gelb geworden; vom Gürtel, der über den Hüften das Hemd umschlang, hing die aus feingearbeiteter Rehhaut verfertigte Jagdtasche faltig und runzelig herab, so daß man schließen konnte, daß sie ihres gewöhnlichen Inhaltes an Pulver, Blei und Rauchtabak entleert sei. Der Tomahawk, welcher im Gürtel steckte, war rostig und die Leggings (Strümpfe), welche die Beine bis zur Hälfte der Schenkel bedeckten, ließen kaum mehr erkennen, daß sie blau waren; denn sie waren fast eben so sehr mit Schmutz überzogen, wie die Schuhe aus Büffelleder. Das lange Feuerrohr, wel=

ches dem Indianer über der Schulter hing, ließ erkennen, daß er ein Jäger sei. Er mußte lange Hunger und Durst gelitten, viele Mühsale und Entbehrungen ertragen haben; denn ein Indianer ist gewöhnlich so stolz, daß er auch beim drückendsten Hunger und brennendsten Durste nichts begehrt, wenn er in einer menschlichen Wohnung ankommt, auch wenn diese Freunden und Bekannten gehört. Ruhig und gelassen nimmt er den angebotenen Platz zum Sitzen ein und raucht seine Pfeife. Würde man ihm keine Speise und kein Getränk anbieten, so würde er lieber mit vermehrtem Hunger und Durst wieder sich entfernen, als er sich merken ließe, daß er Speise und Trank brauche und wünsche. Um so mehr ist zu schließen, wie groß der Hunger und Durst und die Ermattung des jungen Indianers gewesen sein muß, der so eben in das Gehöfte des Farmers Martin Schuler trat, als dessen Ehefrau von dem Grabe ihres Vaters und Kindes herkam. Denn er wankte demüthig auf den Besitzer der Farm zu, welcher gerade vor dem Viehstalle die Sensen zum Mähen der Wiesen dengelte, und sprach in gebrochenem Englisch zu ihm: „Weißer Bruder, willst Du nicht einem Verirrten einen Bissen Brod und einen Trunk Wassers reichen?" Der Farmer blickte bei dieser Anrede von seiner Arbeit auf, und als er den Indianer vor sich stehen sah, maß er ihn mit einem zornigen Blicke vom Kopfe bis zum Fuße. „Heidnischer Hund!" fuhr er dann mit Heftigkeit heraus, „entferne Dich aus meinem Eigenthum, ehe ich Dich von meinen Hunden hinaushetzen lasse." —

Als Anna diese harte, zornige Rede ihres Mannes gegen den armen, ermatteten Indianer hörte, überfiel sie Schrecken und Trauer in solcher Weise, daß ihre Glieder zitterten und ihre Füße keinen Schritt vorwärts zu thun vermochten. Die Härte und Grausamkeit dessen, der den Namen eines Christen hatte, ihr Gatte und Vater ihrer Kinder war, erfüllte sie mit tiefer Trauer; das Gewehr auf der Schulter des so roh behandelten Heiden rief den Schrecken in ihr hervor, der sie durchbebte. Denn daß dieser ihren Mann sofort niederschießen werde, schien ihr kaum zweifelhaft.

„O Herr Jesu! sei Du hier Helfer, Retter und Mittler!“ so seufzte sie leise vor sich hin, indem sie sich an den Pfosten der nahen Gartenthüre festhielt, um nicht vor Angst zusammenzusinken. Ihre Augen wurden wie von schwarzem Flor bedeckt und in diesem Halbdunkel glaubte sie jeden Augenblick sehen zu müssen, daß der Indianer das Gewehr erhebe und die tödtliche Kugel gegen ihren Gatten absende. Allein der Indianer sprach nach kurzem Besinnen in noch demüthiger flehendem Tone: „Nur einen Trunk Wassers!“

„Dort unten im Bache läuft Wassers genug!“ rief noch zornmüthiger als früher der Farmer; — „eile, daß Du weiter kommst, ehe ich durch meine Hunde Deine Beine in Lauf setzen lasse.“ Mit einem lauten Seufzer wandte sich der Indianer der Richtung zu, wo ein Bach sein sollte. Der Farmer brummte ihm eine giftige Verwünschung nach und fuhr in seiner Arbeit mit finsteren Blicken fort. Ehe der Indianer am Ufer des

Baches anlangte, sank er zusammen. Anna hatte sich von ihrer Furcht und Besorgniß um das Leben ihres Mannes erholt und sah den ermatteten Indianer zusammensinken. Sie eilte durch eine Hinterthür in ihre Wohnung, holte eine Flasche Branntwein, ein Stück Maisbrod und ein Stück gedörrtes und abgekochtes Fleisch. Von ihrem Manne unbemerkt, lief sie der Stelle zu, wo der Indianer lag. Vorsichtig träufelte sie ihm einige Tropfen Branntwein durch die geschlossenen Lippen, und als sie das einige Male wiederholt hatte, schlug er seine Augen auf. Sein Bewußtsein kehrte wieder und als er die sorgsam um ihn bemühte Frau auf den Knien vor sich sah, sprach er mit schwacher Stimme: „Hat Dich, weiße Taube, Welsit Manitto (der allmächtige, gute Geist) als meinen Totam (Schutzgeist) abgesendet? O dann kann mir Matschi Manitto (der böse Geist) nicht schaden, der mir in jenem harten weißen Mann da droben Tod bringen wollte.“ — „Trinke, Bruder!“ sagte Anna mit sanfter Stimme, „und nimm von der Speise, die ich Dir brachte. Der Mann, welcher Dir so hart begegnete, ist mein Gatte. Er ist nicht vom bösen Geiste getrieben, aber tiefes Leid hat ihm irgend ein Rothfarbiger zugefügt und deshalb grollt und zürnt er Allen, die Deine Haut haben und zu Deinem Volke gehören. Gedenke nicht mehr seiner Härte, und stärke Dich zu der Reise in Deinen Wigwam (Wohnung).“

Der Indianer trank und aß — aber langsam und wenig. „Mein Hunger dauerte zu lange, meine Er=

mattung war zu groß; ich darf nicht viel von diesem belebenden Feuerwasser und von Deiner kräftigenden Speise auf einmal nehmen, damit ich nicht durch Uebermaß nach langer Entbehrung mir schade." So sprach er und gab Flasche und Speise zurück. Aber Anna nöthigte ihn mit liebevollen Worten, die Lebensmittel zu behalten und mit sich zu nehmen. Unter herzlicher Dankbezeugung machte er von ihrem Anerbieten Gebrauch und steckte Flasche, Brod und Fleisch in seine Jagdtasche. Hierauf erhob er sich, nahm seine Kopfbedeckung ab und zog eine große Reiherfeder aus derselben. Diese übergab er seiner Lebensretterin mit den Worten: „Wenn der Genosse der weißen Taube auszieht, das Wild der Wälder zu jagen, soll er diese Feder an seiner Mütze befestigen. Um Deinetwillen wird er meines Schutzes und Schirmes sich erfreuen dürfen, wo ich ihn treffe. Dich aber hält Welsit Manitto unter seiner Hut.* Die weiße Taube wird erfahren, daß der rothe Mann kein undankbares Herz hat." —

Anna nahm die Feder zu sich und bezeigte ihre Freude darüber, daß ihr rother Bruder durch sie gerettet und nun gestärkt sei zu seiner weitern Reise. Sie eilte wieder ihrer Wohnung zu und der Indianer, welcher ihr mit strahlenden Augen nachblickte, durchschritt den Bach an der Stelle, wo er stand, und verlor sich sofort in dem dicken Walde.

Kaum war Anna in ihrem Hause angelangt, so trat auch ihr Mann von seiner Arbeit ab und kam in das Zimmer. Finstern Blickes, wie ein Mensch, dem

eine böse That auf der Seele lastet, fragte er nach den Kindern, um sie zur Arbeit zu entsenden. Es war etwa um 7 Uhr Morgens; denn was wir bisher erzählten von der Mahnung des alten Kaspar, vom Gang der Hausfrau zu den Gräbern der Ihrigen und von der Erscheinung des Indianers, ereignete sich in den frühesten Morgenstunden, da die Kinder noch schliefen.

Der mürrische Ton, in welchem der Hausvater nach den Kindern fragte, war der Mutter nicht auffallend; sie war diesen Ton an ihm bereits gewohnt. Während sie aber in der jüngsten Zeit meist auch in ziemlich barscher Weise antwortete, so zeichnete sich heute ihr Blick und ihre Stimme durch eine Weichheit und Milde aus, die deutlich zu erkennen gab, daß etwas Besonderes in ihrem Innern vorgegangen sein müsse. Gerade dadurch aber ward ihres Gatten Rauheit noch gesteigert, als sie ihm in der bezeichneten sanften Weise sagte, daß die Kinder im Garten seien, um ihre Blumenbeete von Unkraut zu reinigen, daß aber dieselben sogleich zum Morgengebete erscheinen werden.

„Was ist das für ein Leichenbitterston," fiel er zornig ein, „und was für eine Betschwestersmiene, womit Du mir da vorheulst, daß die Kinder spielen, statt arbeiten, und daß sie kommen sollen, etwa eine halbe Stunde Zeit zu verschwenden, statt sie nützlich anzuwenden. Habe in der letzten Zeit zu hoffen angefangen, Du werdest auch kräftiger werden und energischer auftreten im Hause und Felde und in der Ausnützung der jugendlichen Stärke unserer Kinder. Allein der Ton, in wel-

chem Du mir antwortest, die Miene, womit Du mir entgegentrittst, und die Auskunft, die Du mir gibst über die Kinder, zeigen mir deutlich, daß meine Hoffnung keinen Grund hatte. Ich kann einmal nicht mehr länger dulden, daß das Hauswesen so bettelmäßig geführt werde." Mit diesem Schlußsatze seiner zornigen Rede wandte sich Martin Schuler von seinem Weibe ab, als fürchtete er ihren Anblick. Denn ihre Augen waren unverrückt auf ihn geheftet geblieben während seiner Zornentladung; es hatte sich auch weder Staunen noch Entrüstung noch Furcht bei ihr gezeigt, wohl aber flossen einige Thränen über ihre Wimpern herab, die von innerer Bewegung deutlich Zeugniß ablegten.

„Martin — was für ein böser Geist hat heute sich Deiner Seele bemächtigt," — so redete sie endlich mit Sanftmuth den zornigen Gatten an. „O komm doch, daß wir ihn durch Gebet bewältigen und austreiben." —

„Welche verrückte Zumuthung!" rief Martin mit verbissenen Zähnen und entfernte sich. Anna aber fiel auf ihre Knie und betete zu Gott um Stärke und Kraft zu der Durchführung des Vorsatzes, den sie heute gefaßt hatte.

„O Gott, ich bin lau, ich bin kalt geworden gegen meinen lieben Heiland!" so seufzte sie. „Gib doch meinem Gatten erleuchtete Augen des Verständnisses, daß er nicht länger als eine Besserung meines Wesens ansieht, was eine Verschlechterung war. Hilf mir durch Geduld, Sanftmuth und Lindigkeit seine Härte zu überwinden! Laß mich unerschütterlich verharren bei der Erneuerung

meines inwendigen Menschen, die Du, getreuer Gott und Heiland, durch den werthen heiligen Geist am Grabe meines Vaters, meines Kindes, meiner Schwester in mir begonnen hast. Und daß es mir gelinge, durch Liebe und Milde auch meinen Ehegatten für Christum und seine Heilsgüter zu gewinnen, meine Kinder auf den Weg, der zum ewigen Leben führt, zu bringen, das verleihe mir, lieber Vater im Himmel, um Deines Sohnes Jesu Christi, meines theuern Erlösers willen durch die Kraft und den Beistand des heiligen Geistes. Amen!" —

So eben hatte sich Mutter Anna von ihrer betenden Stellung aufgerichtet, da traten ihre beiden Kinder zur Thür herein. Eva sprach sogleich unter Thränen: „Der Vater hat uns ausgezankt, daß wir im Garten mit den Blumen uns zu schaffen machten."

„Er hat uns befohlen" — fuhr Martin in trotzigem Tone fort —, „daß wir sogleich auf die Wiese kommen sollen, um das gemähte Heu auszubreiten. Aber zuerst müssen wir doch etwas essen." —

„Ich meine" — fügte die Mutter bei —, „wir hätten vor dem Essen noch etwas zu thun. Wir haben noch nicht gebetet. Denn ich will künftig nicht mehr blos sagen: „„Kinder, betet!"" sondern will selbst mit euch beten." —

„Als der Großvater noch lebte" — fiel Eva wieder ein —, „war es doch schöner. Da wurde immer gesungen, in der Bibel gelesen, gebetet und wieder gesungen. Und der Vater war auch dabei und die Mutter und der Kaspar und alle die Gehilfenleute." —

„Aber der Vater sagt" — entgegnete Martin —, „„fürs Beten zahlt man keinen Lohn, sondern fürs Arbeiten.""

„Und ein Anderer, den Du wohl auch kennst, weil Du seinen Namen trägst, behauptet: „„Recht gebetet, ist halb gearbeitet."" Es ist also sicherlich nicht gut, wenn man das Beten unterläßt." So bemerkte die Mutter. „Deshalb wollen wir von nun an stets wieder zu Gott uns wenden im Gebet und von Gott uns weisen lassen durch sein Wort, ehe wir an die Arbeit gehen. Und heute soll gleich der Anfang gemacht werden."

Die Hausväter und Ehemänner, die etwa diese Geschichte lesen, dürfen das nicht als eine Widerspenstigkeit des Weibes gegen den Mann ansehen, daß nun Anna gegen den Willen ihres Gatten mit den Kindern betete. Und die Hausmütter und Eheweiber dürfen hierin nicht eine Keckheit wittern, die sie sich nimmermehr gegen ihre Männer erlauben würden. Wo Gottes guter Geist eines Menschen Gedanken und Werke leitet, da ist nur Treue und Muth, wie Gott es will und wie es zuletzt auch von Menschen als recht anerkannt wird.

Und unsere Anna zeigte von nun an in all' ihrem Thun und Lassen, daß weder Widerspenstigkeit noch Keckheit gegen ihren Gatten sie regiere, sondern daß sie in Gedanken, Worten und Werken nur Liebe und Sorge für sein leibliches und geistliches Wohl nähre.

Auffallend aber war es, wie Vater Martin zuerst garstig that, wenn Weib und Kinder und der alte Kaspar sich zum Gebet begaben, wie er aber endlich

stille wurde und sie gewähren ließ, weil er merkte, daß jedes sich beeiferte, die aufs Gebet verwendete Zeit durch vermehrten Fleiß reichlich hereinzubringen. Weiter wurde er ganz milde gegen sein Weib und sanfter gegen alle Leute im Hause. Ja man sah ihn oft still und nachdenklich durch seine Felder und Wiesen hinwandeln, so daß man merken konnte, es gehe etwas Wichtiges in seinem Innern vor. Niemand aber war bei diesen Beobachtungen seliger und fröhlicher, als Mutter Anna. Denn sie wußte gewiß, daß Gott der Herr auf ihr tägliches Bitten und Flehen hin an dem Herzen ihres Mannes sein Heilswerk beginne. Und damit der Herr das gute Werk des Glaubens, das Er bei ihrem Manne angefangen, auch vollende, so ließ sie nicht nur selbst nicht nach in der Fürbitte für ihn, sondern wählte sich auch, wie Moses den Hur und Aaron nahm, daß sie seine Hände unterhielten, während er sie im Gebete ausstreckte, ihre zwei Kinder Martin und Eva, daß sie mit ihr beteten für den Vater. Und das geschah in einer so zarten Weise von Seiten der Mutter, daß die Kinder keineswegs an Achtung für den Vater verloren, sondern nur in der Liebe und im Gehorsam gegen ihn um so eifriger wurden.

Unter solchem Gebetseifer in aller Treue und kindlicher Ergebung ging die Erntezeit des Sommers und die Saatzeit des Herbstes vorüber. Und von nun an geschah es, daß der Hausvater nicht selten in eine Angst gerieth, in welcher er kaum allein zu sein wagte, sondern stets angelegentlich die Nähe seines Weibes und

seiner Kinder aufsuchte. Und einmal, da er bis zu Thränen erweicht war und gerade mit seiner Hausfrau allein im Zimmer sich befand, kam es zwischen ihnen zu einer Verhandlung, die ich im nächsten Kapitel erzählen muß.

IV.

„Allein die Anfechtung lehret auf das Wort merken.“ Jes. 28, 19.

„Eine unbeschreibliche Angst, liebe Anna, preßt seit geraumer Zeit meine Seele zusammen, daß ich oft meine, ersticken zu müssen. Ich habe übel gehandelt an Dir und an Deinen Kindern; — ich habe Gott ins Angesicht gesegnet, wie es der Satan von Hiob haben wollte; ich habe das Geld zu meiner Zuversicht gestellt und zu dem Klumpen gesagt: mein Trost; — und nun hat mich Gott verlassen. Es ergeht mir wie dem König Saul, von dem geschrieben steht: „Der Geist des Herrn wich von Saul und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig. Ich kann nirgends Erquickung, nirgends Frieden finden.“

Mit einem tiefen Seufzer endigte Martin Schuler die Eröffnung seines bisher so verschlossenen Innern, und um seine Thränen, die nunmehr aus seinen Augen herabflossen, zu verbergen, legte er sein Angesicht an die Brust seines Weibes. Diese aber brach voll freudiger Rührung in die Worte aus: „O Gott sei Lob und

Dank, daß er mein Gebet erhöret und uns mit Gnaden heimgesucht hat. Denn es ist eine Gnadenwirkung Gottes, daß Du, lieber Martin, so traurig und geängstet bist; es ist die helfende, rettende Hand unsers Heilandes, die dich berührt. Entziehe Dich ihr nicht, halte aus darunter und Du wirst sehen und fühlen, wie freundlich der Herr ist. Selig ist der Mann, den Gott straft. Darum weigere Dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht. Denn Er verletzet und verbindet; Er zerschmeißt und seine Hand heilet." Erstaunt und fast verletzt erhob Martin sein Haupt von der Brust seines Weibes und fragte: „Wie soll ich das verstehen, daß Du über meinen Schmerz, über meine Trauer und Angst Dich freuen und fast jubeln kannst? Ich dachte Mitleiden bei Dir zu finden."

„Das hast Du gefunden, liebe Seele, reichlich gefunden, bevor Du es suchtest," — entgegnete Anna mit in Freudenthränen strahlenden Augen. — „Ich litt mit Dir um Dich und Deinetwillen, da Du Dich gesund und stark wähntest. Nun Du Dich schwach, krank und traurig fühlst, gehen meine Empfindungen den Deinigen wieder voraus, weil ich Heilung und Gesundheit wahrnehme, wo Du Schmerzen fühlst. — Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen, die dadurch geübt sind. Dich hat Gott nunmehr in seine Zucht genommen und das ist ein Zeichen, daß er Dich liebt als ein Kind, da er sich Dir erbeut als ein Vater. Eine solche Zucht Gottes ist

freilich auch eine Anfechtung. Aber selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Doch achte, lieber Mann, nun auch auf den Ausspruch des Propheten Jesaias: „„Allein die Anfechtung lehret aufs Wort merken.““ — „Du meinst also“, fragte Martin wieder ruhiger, „ich soll mit Dir und den Kindern und dem Gesinde wieder fleißig in der Bibel lesen?“

„Ja, das meine ich — das wünsche ich und muß Dich darum bitten, weil dies nicht nur die Arznei ist, die Dich vollends heilen kann, sondern auch die Speise, die Dich stärken und in geistiger Gesundheit befestigen wird.“

„Ich will es thun im Vertrauen zu Deiner eigenen Erfahrung“ — sagte Martin —, „denn das habe ich wohl bemerkt, daß Du milder, sanfter, besser geworden bist, seit Du mit den Kindern wieder eifrig betest und in der heiligen Schrift liesest, ohne auf meinen früheren Widerwillen dagegen zu achten. Aber der Winter bricht an und es kommt die Zeit, da ich mit allen umliegenden Ansiedlern in den Busch hinaus muß, um Vorrath an Fleisch für den Winter durch Jagd zu sammeln. Mehrere Wochen lang dauert, wie du weißt, dies leidige Geschäft voller Mühsale und Gefahren. Dabei kann man des Gebetes nicht warten, geschweige eine Bibel mit sich tragen und darin lesen.“

Seine Stimme wurde weicher bei diesen Worten und fast zitternd. Anna jedoch ermuthigte ihn: „Beten kannst Du wohl auch im Busche und auf der Jagd. Ueberdies nimm Dir ein Paar Stückchen Lebensbrod mit,

wie etwa das: „„Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich;““ — Daran kannst Du Dich laben und stärken auch im Waldesdunkel.“

Bewegt ergriff Martin seines Weibes Hand und sprach: „Ach, es lastet eine schwarze That — ein Verbrechen auf meiner Seele. Ich muß vor Dir mein Herz ausschütten, obschon ich fürchte, daß meine Eröffnung Deine Liebe zu mir in Entsetzen vor mir umwandelt.“

Anna erschrak sichtlich bei dieser Aeußerung, ermuthigte sich aber doch gleich wieder und sagte: „Da Gott unsere Sünden schneeweiß waschen will, obschon sie blutroth sind, wie sollten wir sündige Menschen nicht gerne vergeben eines dem andern seine Fehler?“ Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte sie nun der Mittheilung ihres Mannes, athmete aber zuletzt wie von einer großen Last befreit leicht auf, da das Verbrechen, welches ihr derselbe mittheilte, kein anderes war, als die Härte und Rohheit, welche er gegen den Indianer bewiesen. Er schloß seine Mittheilung mit den Worten: „Ist der Unglückliche vor Hunger und Ermattung im Walde gestorben, so muß ich das gerechte Gericht Gottes fürchten, das mich treffen wird in dieser Jagdzeit; lebt er aber noch, so kann ich seiner Rache nicht entgehen, denn alle Indianer kennen die Zeit und die Orte unserer herbstlichen Jagden.“ Während Martin Schuler über die Ursache seiner Furcht berichtete, war Anna, sein Weib, in Ungewißheit über das, was sie nun thun sollte. Sagte sie ihm, wie sie seine Härte wieder gut gemacht

und den Indianer sich zur Dankbarkeit verpflichtet habe; zeigte sie ihm vollends die Reiherfeder, welche ihr derselbe als sicheres Schutzmittel ihres Mannes einhändigte, so würde sie nicht nur für sich einem Ruhm nachzujagen scheinen, dem gegenüber die That ihres Gatten nur um so schwärzer dastehen dürfte, sondern sie mußte auch fürchten, daß sie ein Vertrauen, das allein der Barmherzigkeit und Allmacht Gottes gebührt, einem Menschen oder gar einer Sache zuwendete. Beides aber ließ ihr demüthiger Glaube und die Sorge um gänzliche Bekehrung ihres Mannes nicht zu. Sollte sie jedoch ihren Gatten in seiner Furcht lassen, so dünkte ihr das lieblos zu sein. Eine Zeit lang schwankte sie in ihren Gedanken über das einzuhaltende Benehmen. Plötzlich rief sie ihrem Manne zu: „Fürchte Dich nicht, glaube nur! der Gott aller Gnade und Barmherzigkeit, der Dir um Christi willen auch diese Sünde vergibt, die Du so herzlich bereuest, wird Dein Schutz und Schirm sein. Ihm allein soll die Ehre werden, Dich zu retten wie aus dem Rachen des Satans, so aus der Hand Deiner Widersacher.“ —

Dieser freudige Muth seines Weibes stärkte den geängstigten Mann wunderbar. Er drückte ihr dankbar die Hand und sagte: „Fahre nur fort, mit den Kindern für mich zu beten, und ich will von nun an mit Euch mich üben im Glauben und im Gebet.“

In der That kehrte jetzt ein ganz anderer Geist auf der Farm Martin Schuler's ein. Vor Allen zeigten die beiden Kinder ein so offenes, zutrauliches und freu-

biges Benehmen auch gegen den Vater, daß diesem ganz wohl wurde in ihrer Nähe und im Gespräche mit ihnen. Früher mieden sie ihn, wo sie konnten, und blieben auch, wenn sie bei ihm waren, zurückhaltend, verschlossen, ängstlich. Jedes Wort, das aus seinem Munde an sie ging, war aber auch befehlend, commandirend, verweisend und strafend in hartem Tone. Was Wunder, daß die Kinder dadurch zurückgeschreckt wurden. Nun konnte er milde und schonend belehren, warnen, ermuntern und auch zurechtweisen. Dadurch wurden die Kinder aufmerksamer und sorgsamer, so daß sie jedes aufgetragene Geschäft mit aller Freudigkeit und Genauigkeit verrichteten. Und da sie nunmehr nicht blos hinter dem Rücken des Vaters in der Bibel lesen oder den Katechismus lernen mußten, sondern dazu eigene Stunden von ihm angewiesen erhielten, ja unter seiner Leitung dies thun durften, so war der Segen hievon an den Kindern sichtbar. Auch das Gesinde wurde von diesem neuen Geiste angehaucht zu besserer Treue und zu größerem Fleiße. Denn es gab nun nicht mehr ein beständiges Grollen, Murren und Zanken von Seiten des Hausherrn, sondern auch Zufriedenheitsbezeugung, Anerkennung und Lob wurde gespendet. Und das ermuthigt nicht nur zur Arbeit, sondern erleichtert sie auch. Ganz besonders war der alte Kaspar vergnügt und äußerte: „Nun wird's mir doch auch noch mal wohl hier, und wann ich hinkomme zu meinem alten Herrn in den Himmel, kann ich sagen: Kinder und Enkel wandeln die Wege Gottes."

Die Nachricht von dem nächst- wohnenden Ansiedler, daß Martin Schuler sich zu den Jagden einfinden solle, brachte aber wieder Unruhe nicht nur in das Haus, sondern auch in die Gemüther namentlich des Mannes und der Frau. Bei jenem regte sich die Angst des bösen Gewissens; bei dieser der Zwiespalt der Gedanken. Da ihr die Angst Martin's nicht entging und da sie die Ursache wohl kannte, so rieth ihr Herz, ihn von aller Angst zu befreien, wie sie konnte; ihre Ehrfurcht aber vor Gottes Gnade und Macht wollte das Vertrauen ihres Mannes darauf stärken und nicht auf etwas Anderes wenden.

Während der Vorbereitung zum Jagdzug behielten auch diese Gedanken bei ihr die Oberhand und ihr Zuspruch vermochte auch dem Manne Muth einzuflößen und die quälende Furcht zu verscheuchen. Aber als er nun Abschied nahm von Weib und Kindern und seine Stimme zu beben, seine Augen in Thränen zu schwimmen begannen, da konnte sich Anna nicht mehr auf Gottes gnadenreichen Beistand stützen, sie mußte auch das menschliche Mittel, das sie in Händen hatte, in Anwendung ziehen, um wenigstens sich selbst das bisherige Vertrauen zu sichern und den Muth zu erhalten.

„Warte nur noch ein klein wenig“ — rief sie deshalb plötzlich ihrem scheidenden Manne zu —, „ich muß Dir etwas mitgeben, das Dir gut Heil auf der Jagd bringen soll.“ — Mit diesen Worten lief sie fort und holte die Reiherfeder des Indianers. Martin lächelte, als er sie mit dieser Feder kommen sah, und meinte, seine fromme Anna sei wohl gar eine indianische Zau-

berin geworden. Aber er ließ es sich gutwillig gefallen, als sie ihm die Feder an seiner Mütze befestigte, ohne etwas Anderes dabei zu sagen, als: „Nicht wahr, Martin, Du siehst mir auf diese Feder, daß Du sie nicht etwa im Dickicht des Waldes verlierst."

Er sagte ihr das zu mit einer Miene, die deutlich der weiblichen Schwachheit und dem Aberglauben, welcher sich hie und da auch starkem Glauben beizumischen pflegt, nur Schonung und Duldung gewähren zu wollen schien. Unter herzlichem Abschied von Weib und Kindern entfernte sich Martin Schuler, wohl ausgerüstet mit allem, was zu einer mehrere Wochen andauernden Jagd in einem Urwald des Gebietes am Muskingum in jener Zeit gehörte. Ein Jagd-Lagerplatz war von den theilnehmenden Ansiedlern schon vorher bestimmt und dahin wurden die nöthigsten Lebensbedürfnisse im Voraus gebracht bis auf das Fleisch, welches die Jagd selbst liefern sollte. Von den Beschwerlichkeiten und Gefahren einer solchen Jagd können wir uns nur schwer einen Begriff machen. Es handelte sich da nicht um das Fleisch und den Pelz eines Häsleins, sondern Bären und Bufaloe oder Bisonochsen waren das Ziel nordamerikanischer Jäger aus jener Zeit; Hirsche und Rehe oder ein Truthahn oder ein Reiher wurden nur gelegentlich mitgenommen. Und hat ein Jäger einen Bären verwundet oder einen Bisonochsen angeschossen, so muß er sich nicht selten auf einen Kampf gefaßt machen, der ihm selber das Leben kostet, wenn er nicht durch Gewandtheit oder Kraft seinen grimmigen Gegner vollends zu tödten im Stande

ist. Weder stehende Gewässer noch Flüsse, seicht oder tief, zugefroren oder offen, dürfen ihn aufhalten, wenn er die Spur eines verwundeten Wildes verfolgt; kein Wald darf ihm zu dicht und kein Berg zu steil oder steinicht sein. Ueberdies mußte ein Jäger in jener Zeit, aus der wir erzählen, auch noch die plötzlich gegen ihn gerichtete Büchse eines Indianers fürchten. Trotz dieser Gefahren konnte die Jagd doch zur leidenschaftlichen Lust werden, abgesehen von dem Gewinn an Fleisch und Pelzwerk und Häuten, den sie abwarf.

Auch diesmal gingen die ersten Jagdtage der Ansiedler am Muskingum glücklich vorüber, und wie weit man auch aus einander gekommen war, man fand sich doch stets wieder am gewählten Lagerplatze. Aber am vierten Jagdtage hatte sich Martin Schuler so weit von seinen Genossen entfernt und dergestalt in den durch allerlei Schlinggewächse und Strauchwerk wie zu einer undurchdringlichen Mauer verflochtenen Nußbäumen, Gleditschien, Ulmen, Ahornbäumen und Platanen verirrt, daß er sich öfters mit seinem Jagdmesser einen Pfad hauen mußte. Die Nacht brach herein und einsam stand er im dichten Urwald, ohne zu wissen, nach welcher Seite er sich wenden sollte, um an den Lagerplatz zu seinen Genossen zu kommen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich ein Lager zu bereiten, wo er gerade stand, und hier den Aufgang der Sonne zu erwarten. Feuer mußte er anzünden, schon um sich vor Erstarrung zu schützen, noch mehr aber, um die Wölfe und anderes Gethiere von sich fern zu halten. Es kostete ihm keine

geringe Mühe, das frisch abgehauene Holz und Strauchwerk in Brand zu setzen. Mit dem geringen Vorrath von Brod und Whisgy, den er bei sich trug, mußte er haushälterisch umgehen, weil er nicht wissen konnte, ob er am morgigen Tage sich wieder zurechtfinden und zum Lagerplatz gelangen werde. So ermattet er war, konnte er doch nicht schlafen. Denn das Gekreisch von allerlei Vögeln ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. — Es war eine fürchterliche Nacht, die er hier zubrachte. Sobald der Tag graute, machte er sich auf. Daß er der aufgehenden Sonne entgegenwandern mußte, darüber konnte er nicht in Zweifel sein. Aber als sich ihm ein undurchdringlicher Sumpf entgegenstellte, wußte er nicht, ob er nach der rechten oder nach der linken Seite seine Schritte zu lenken habe, um diesen Sumpf in kürzester Zeit zu umgehen. Er entschloß sich, linkshin durchzutrachten. Aber immer weiter sah er sich da nach Westen zurückgedrängt; denn der Sumpf erweiterte sich nach dieser Seite und der Wald wurde immer dichter. Schon stand die Sonne über seinem Haupte, wie er hie und da durch die weniger dicht verschlungenen Aeste der Bäume sehen konnte, und noch konnte er keinen Ausweg nach Osten finden. Seine Knie aber brachen vor Mattigkeit zusammen und in seiner Flasche waren nur noch einige Tropfen Branntwein, in seiner Tasche nur noch einige Brodkrumen. Trinkbares Wasser hatte er den ganzen Tag über noch nicht angetroffen. Wohl hätte er schon einige Male eine Waldkatze schießen und sich zur Speise bereiten können, aber es ekelte ihn vor dieser Kost. Zu-

dem hatte er außer dem Schuß in seiner Flinte nur noch zu etwa zwei Ladungen Vorrath an Pulver und Blei. Diesen wollte er auf bessere Beute sparen oder auch auf den Angriff eines Bären oder Bisonochsen. Einigemale legte er sich Nachmittags zur Ruhe hin, aber die Sorge, noch vor Einbruch der zweiten Nacht wenigstens einen freien Platz aufzufinden, von dem aus er sich einige Sicherheit der zu nehmenden Richtung verschaffen könnte, ließ ihn nicht lange ruhen. Brennender Durst und nagender Hunger hemmten bereits seine Schritte. Dazu gesellte sich nun auch noch ein anderer böser Gast — das aufgeschreckte Gewissen. Wie dort die Söhne Jacob's in ihrer Angst zu einander sagten: „Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet," so raunte ihm eine Stimme aus seinem geängsteten Innern beständig zu: „Das hast Du an jenem armen Indianer verschuldet." Nun fühlte er an sich selbst, was es heißt, Tage lang in einem Urwalde herumzuirren, ohne einen Trunk Wassers, ohne einen Bissen Brod zu haben. Welche Erquickung wäre es für ihn gewesen, wenn er auch nur seine an dem Gaumen klebende Zunge mit einigen Tropfen Wassers hätte netzen können! Und wie, wenn er an die Hütte eines Indianers käme mit der Bitte, mit der Aussicht, von ihren Bewohnern Aufnahme und einige Stärkung durch Trank und Speise zu erhalten, würde aber hart und rauh hinweggestoßen, — ach, welcher Jammer müßte da seine Seele durchschneiden! Wenn vollends jener Indianer, dem er diesen Schmerz zu seiner Noth bereitete, noch lebte und ihm begegnete, wie

würde dieser sich weiden an seinem Elende, ja wie würde er ihn nach der bekannten Rachsucht der Indianer zu Tode martern! — Solche Gedanken beschäftigten jetzt seinen matten Geist und vermehrten noch die Qualen, welche ihm Hunger, Durst und Müdigkeit schon längst bereiteten. Ein Schuß, den er in nicht allzu großer Ferne hörte, weckte ihn aus seinen beängstigenden Gedanken, in die er versunken war. „Vielleicht sind meine Jagdgenossen in der Nähe" — sprach er zu sich selbst —, „würde ich meine Flinte losschießen, so könnten sie es hören und mich aufsuchen. Aber — habe ich auch noch Pulver und Blei, um mein Gewehr noch einmal zu laden? Ein welscher Hahn, ein Reh, ein Hirsch könnte an diesem Platze mir schußgerecht kommen und das Fleisch eines solchen Wildes würde mich stärken, daß ich meine Ansiedlung aufzusuchen im Stande wäre, im Falle mich meine Freunde nicht fänden." Während dieses Selbstgespräches suchte er in seiner Jagdtasche und fand zu seiner Freude, daß er wohl noch zu zwei Ladungen Zeug habe, was er ohnedies hätte wissen können, wenn seine Gedanken aus Mattigkeit nicht bereits verworren und schwach gewesen wären. Allein in demselben Augenblick, als er seine Flinte erhob, brach durch die ihm gegenüberstehenden schwarzen Birken ein Bisonochse im wilden Laufe gerade auf ihn zu. Ihm auszuweichen war nicht mehr möglich. Er legte deshalb seine Flinte an und schoß nach dem Thiere. Aber der Schuß hatte es nicht getödtet, sondern nur in Zorn und Wuth versetzt gegen den, der ihm die Wunde beibrachte. Mit einem erschre-

ckenden Gebrülle stürzte der gewaltige Bufaloe auf den ermatteten Jäger zu und rannte ihn zu Boden. Eben wollte das Thier seine Hörner in die Brust desselben stoßen, da erfolgte ein Schuß und der Ochse sank zusammen. Mit dem dicken, schweren Vorderleib fiel er auf den am Boden liegenden Schützen. Ein schwerer Seufzer preßte sich aus seiner Brust hervor; — über seine Augen zog sich ein schwarzer Flor und es entschwand ihm alles Bewußtsein.

V.

„Du lässest mich erfahren viele und große Angst.“ Ps. 71, 10.

Im Hause des Martin Schuler war an demselben Abend große Angst und Bestürzung. Denn da seine Jagdgenossen ihn einen ganzen Tag — eine Nacht und noch einen halben Tag lang vermißten, so machte sich Einer aus ihrer Mitte auf, um nachzusehen, ob er etwa nach Hause gegangen sei. Da er zu Hause nicht angekommen war, so mußten Weib und Kinder und Hausgesinde auf den Gedanken kommen, es sei ihm irgend ein Unfall zugestoßen oder er sei von einem Indianer getödtet worden. Ueber nichts waren nämlich die Indianer erboster, als wenn die weißen Einwanderer auch gegen das Wild der Wälder auszogen. So sagte erst im Jahre vorher ein Indianer aus dem Stamme der Wyandots zu den deutschen Ansiedlern, die er auf der Jagd traf: „Ihr bärtigen Erdenwühler haut unsere Wälder um und durchzieht das Land mit scharfem Eisen, wie man Wunden reißt in den Leib des Feindes, daß kein Baum mehr wächst und kein Bär, kein Büffel, kein Hirsch mehr

einen Aufenthalt hat. Aber behaltet doch das, was Ihr uns genommen habt, und bebaut Euern Acker. Nur laßt uns das Wild der noch übrigen Wälder. Ihr wollt Alles haben und lebt doch nicht länger als wir, und ich habe noch nie gesehen, daß Einer, wenn er nach Westen ging (starb), eine Handvoll Erde mitgenommen."

Bei diesem Widerwillen, den die Indianer gegen alle Weißen hatten, welche sie auf der Jagd betrafen, war wohl zu fürchten, daß Martin Schuler von der Hand eines Indianers gefallen sei. Deshalb klagten alle Hausgenossen über den Tod ihres Herrn, der in der letzten Zeit so mild und gütig gegen sie war. Nur Anna, seine Gattin, sprach Kindern und Gesinde Muth ein und sagte: „Werfet Euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Ich habe ihn täglich dem Schutz und Schirm Gottes empfohlen und mein Herr und Gott ist mächtiger, als alle Indianer."

Obwohl es schwer war, im Wald einen Verirrten oder Verlorenen zu suchen, so machte sich doch der alte Kaspar mit einigen Begleitern auf den Weg, um wenigstens eine Spur des Verunglückten zu entdecken. Sie versahen sich zu diesem Zwecke mit Fackeln, Lebensmitteln und Schießgewehren.

Aber wir wenden uns wieder nach dem Orte, wo wir Martin Schuler unter der Last eines getödteten Bufaloe ließen. Er sah nichts mehr davon, daß ein rüstiger Indianer herbeisprang und den Büffel von ihm mit starkem Arme wegwälzte, daß er sich nun bemühte, das entflohene Leben in ihn zurückzuführen, und daß er die größte

Freude auf seinem Angesichte zeigte, als Martin Schuler durch leises Athmen wieder Lebenszeichen von sich gab.

Endlich schlug er auch die Augen auf. Aber wie erschrak er, als ein Indianer neben ihm kniete. Und in förmliches Zittern ging sein Schrecken über, als er meinte, in dem neben ihm knienden Indianer denjenigen zu erkennen, welchen er einst in gleich trauriger Lage, wie die seinige jetzt war, mit Drohungen und harten Worten aus seinem Hofe trieb. Doch bald kam er auf den Gedanken, daß er sich in der Person täusche. Denn der Indianer redete ihn freundlich an: „Weißer Mann, Du bist nicht verwundet; auch hat Dir das Horn des Bisons noch keinen Schaden zugefügt, sein schwerer Leib Dir nichts zerdrückt. Deine Ohnmacht, in der Du Dich bei den Todten umgesehen, kommt nur von Mattigkeit, Hunger und Durst her. Darum trinke aus meiner Flasche und iß von meinem Maisbrod. Dann werd' ich Dich nach meinem Wigwam führen. Nach dem Bison hier werde ich meine Brüder schicken. Es gehört aber ein Theil davon Dir, denn Deine Kugel hat ihn ebenfalls getroffen."

Ernst und gemessen waren auch diese freundlichen Worte des Indianers und da Martin Schuler zu wenig mit der Sitte und Weise der Indianer bekannt war, so flößte dieser Ernst ihm eher Furcht, als Vertrauen ein. Aber Speise und Trank konnte er nicht abschlagen. Und als er sich dadurch gestärkt fühlte, fragte er schüchtern: „Ist der Weg weit zu Deinem Wigwam, mein Bruder?" „Ehe die Nacht schwarz wird, können wir dort ankom-

men, wenn Deine Füße nicht ihren Dienst versagen." Martin Schuler erhob sich von der Erde und der Indianer ging voran, ohne weiter ein Wort zu sagen, als: „Folge mir nach!" Schweigsam wanderten nun diese Beiden durch den dichten Wald und schon nach einer Stunde hatte die Nacht auch den Sieg über den Tag davon getragen. Aber je stiller und lautloser der Mund der beiden Wanderer war, desto geschäftiger regte sich die innere Stimme Martin's. Er erinnerte sich an die Geschichten, die er schon gehört hatte, von der Grausamkeit, mit welcher die Indianer ihre Feinde hinschlachten, die in ihre Gewalt kommen. Alle Einzelheiten tauchten in seinem Geiste auf und gestalteten sich als Martern, die ihm bevorstünden. Da sah er sich in einem Wigwam mit kleinen Stricken von Birkenrinde gebunden und an einem Baumstamm befestigt. Das Chessagoy (eine kleine Rassel) in der Hand, muß er zur Begleitung dieses Instrumentes sein Sterbelied singen. Zwei Reihen Weiber stehen da mit Stecken in der Hand, durch welche er hingehen und ihre Streiche erdulden muß. Nun kommt das Todtenmahl, aus Hundefleisch und Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet; wie sehr es ihn auch ekelt vor dieser Speise, er wird gezwungen, davon zu essen. Jetzt wird er, nackt und schwarz bemalt, an einen Pfahl gebunden; Knaben des Stammes stellen sich ihm gegenüber auf, um mit Pfeilen ihre Schießübungen an ihm zu halten. Die Pfeile der Knaben verwunden, schmerzen, aber tödten nicht. Endlich wird Holz herbeigetragen und um ihn aufgehäuft. Die Wei=

der stecken das Holz an und im Rauch und Feuer verliert er die Besinnung. Ein tiefer, lauter Seufzer drängte sich aus der Brust Martin Schuler's hervor, als er in den Bildern seiner aufgeregten Phantasie bis hieher kam.

Der Indianer wandte sich um und sagte: „Du bist müde? Wir sind sogleich am Ziele unserer Wanderung."

„Aber auch am Anfang meiner Todesqualen" — sprach das Gewissen des Geängsteten.

Der Wald nahm nun ein Ende und auch im Dunkel der Nacht konnte er wahrnehmen, daß sich ein Indianerdorf von 20 bis 30 Häusern vor ihm befinde. Eine ziemliche Strecke hin zeigte sich offenes Land zu Maispflanzungen und an dem Ufer eines munter fließenden Creeks führte der Pfad hin ins Dorf. In ein Wigwam, das ziemlich in der Mitte des Dorfes stand, wurde er von seinem Führer gebracht. Blos eine Frau befand sich in der Hütte, welche um ein Feuer beschäftigt war. „Ich bin zurückgekehrt, Napotelima!" sagte der Indianer. „Ich bin erfreut darüber, Peruschi," antwortete die Frau. „Ich bringe Dir einen Gast," fuhr der Mann fort. „Ich bin dankbar," fügte sie hinzu. Nun nöthigte der Herr des Hauses den Fremdling, sein Gewehr und seine Tasche abzulegen und sich auf einer Bank niederzulassen, die an der Wand des Gemaches hinlief und mit Schilf gepolstert war. Hierauf reichte er ihm eine Pfeife mit Tabak gestopft zum Rauchen und setzte sich auf die gleiche Bank an der entgegengesetzten Seite des Gemaches. Die Gemessenheit und die Einsilbigkeit zwischen Mann und Frau und jetzt die eingetretene

Stille ließ unsern Martin Schuler nicht zu freudigem Genusse weder der Ruhe kommen, die doch seinen Gliedern so wohl that, noch der Aussicht auf Speise, nach welcher doch sein Magen so große Begierde hatte. Denn immer kam ihm wieder der Gedanke: „Man wird Dich morgen vor der versammelten Ortsgemeinde zum Tode führen.“ —

Während die Hausfrau in ihrem kurzen, aus blauem Tuche verfertigten Rocke geschäftig war, am Feuer aus gestampftem Mais einen Teig zu kneten und einen etwa zolldicken Kuchen zu machen, in den sie wohlzerstampftes, trockenes Wildfleisch, gekochte Kastanien und Ahornzucker füllte, sprach Peruschi, wie wir jetzt unsern Indianer zu nennen wissen, zu ihr: „Napotelima, der weiße Mann ist matt und krank.“

Auf diese Mahnung hob sie ihre schwarzen Augen empor und richtete sie mitleidig auf den Gast. Bei der Bewegung des Kopfes fielen ihre beiden auf jeder Seite des Hauptes über die Ohren herabhängenden Zöpfe über die Schultern zurück und Martin Schuler, der jetzt erst auf die Indianerin blickte, merkte an ihr ein sehr krankhaftes Aussehen. Aber ihr Mitleiden mit ihm wurde ihm erst bemerkbar an ihrer Stimme, da sie sagte: „Der weiße Mann krank? Ich werde Tasmanane bringen.“ Durch kein Zeichen gab Peruschi zu verstehen, daß er das eigentlich wollte, was seine Frau zu bringen versprach, wenn nicht etwa die größeren Rauchwolken, die er aus seiner Pfeife zog und durch die Nase ausblies, ein Beifallszeichen sein sollten. Ein Pulver aus

geröstetem Mais von der blaukörnigen Art und mit Ahornzucker vermischt, wurde von Napotelima herbeigebracht. Davon that sie einen Löffel voll in etwa einen Schoppen Wasser und reichte das Getränk ihrem Gaste. Dieser trank mit sichtbarem Wohlbehagen und fühlte sich dadurch wunderbar erfrischt und gestärkt.

„Ich bin dankbar, bin sehr dankbar!" Das waren die ersten Worte, welche er seit seinem Eintritt in den Wigwam über die Lippen brachte. Und die Hausfrau war sichtbar erfreut über die gute Wirkung und dankbare Aufnahme ihres Getränkes. Inzwischen waren die Kuchen fertig und auf hölzernen, aus Löffelholz bereiteten Tellern reichte die Hausfrau den beiden Männern dieselben. Der Hunger und die zutrauliche Weise der Indianerin hatte bei Schuler für den Augenblick alle Angst vertrieben und er aß mit großem Appetit, was ihm gereicht wurde. Als dies Peruschi bemerkte, gab er seiner Hausfrau nur einen Wink und diese brachte noch gedörrtes Rindfleisch und geschmolzenes Bärenfett, in welches das Fleisch getaucht und so gegessen wurde. Diese Speise aber widerte den Gast an und er wies sie dankend mit dem Bemerken zurück, daß er auf sein langes Fasten während seiner Verirrung im Walde nicht zu viel essen dürfe. Nachdem er noch einen Trunk frischen Wassers erhalten hatte, zog er sich auf sein Lager zurück, das in einer andern Abtheilung des Wigwams bereitet war. Lange konnte er keinen Schlaf finden, so wohl auch das weiche von Waldgras und getrocknetem Moos aufgerichtete und mit einer Decke aus Bast überbreitete Lager seinen

müden Gliedern that. Immer wußte er noch nicht, ob er die Freundlichkeit seiner Wirthe als eine aufrichtige annehmen dürfe oder ob sie nur Vorbereitung auf seine Todesqualen des folgenden Tages sein solle. Und wenn ihm die mitleidsvolle Theilnahme, die er auf dem Gesichte der Frau des Indianers bemerkte, eine herzliche und aufrichtige unzweifelhaft zu sein schien, so regte sich sein Gewissen mit dem einschneidenden Vorwurf: „Das thun Heiden an Dir und Du hast Dich gegen jenen verirrten und todmüden Indianer so unmenschlich benommen.“ Erst als er in abermaliger tiefer Demüthigung vor Gott dieser Sünde wegen erneute Buße gethan und in herzlicher Bitte um Vergebung seiner Sünden zu Christo sich gewendet, auch um Schutz und Rettung für sich, um Trost und Erquickung für die Seinigen zu Hause inbrünstig gefleht hatte, überwältigte ihn der Schlaf, und da er erwachte, war es schon heller Tag. Seine Angst kam wieder und bei jedem Tritt, den er im Innern des Wigwams oder draußen im Dorfe hörte, fürchtete er, man werde kommen und ihn zum Tode abführen. Als er endlich für nöthig erachtete, in das Hauptgemach des Wigwams sich zu begeben, trat so eben sein Hauswirth herein mit einem Rehbock auf der Schulter, den er diesen Morgen schon erjagt hatte, und einige seiner Nachbarn brachten den gestern erlegten Büffel. Die Blicke dieser Leute auf den weißen Mann waren keine freundlichen und deutlich konnte man merken, daß nur die Furcht vor Peruschi sie abhielt von Mißhandlung und Tödtung des Bleichgesichtes, das es

wagte, auf ihrem Gebiete zu jagen. Erst als er den von Peruschi ihm zugewiesenen Theil am Bisonochsen nicht annahm, sondern den Indianern übergeben ließ, milderte sich die stechende Zornesgluth ihrer Augen. Peruschi aber forderte seinen Gast nun auf zur Reise in seinen Wigwam. „Ich werde Dich führen und Dich, noch ehe die Sonne ins große Salzwasser taucht, nach Hause bringen. Die weiße Taube, Deine Genossin, wird ohnedies schon trauern um Dich.“ Nun verschwand doch die schwarze Wolke der Furcht und des Mißtrauens, die bisher den Verirrten umgab, und bei der Erinnerung an sein Weib erweichte ihn Rührung bis zu Thränen: „Ach, wie würden Weib und Kinder Dir danken, Bruder, wenn Du mich zu ihnen brächtest!“ Napotelima brachte noch Eingemachtes aus Kranichsbeeren und Holzäpfeln, das mit Syrup aus Ahornzucker versüßt war, nebst Brod zum Frühstücke. Peruschi nahm eine Quantität des oben beschriebenen Tasmanane zu sich und einen Becher aus dem ästigen Auswuchs eines Ahornbaumes. Denn bei allen Reisen, Jagdzügen oder Kriegsexpeditionen sind die Indianer mit dieser Speise versehen, und da zwei Löffel voll eine hinreichende Mahlzeit für einen ganzen Tag ist, so brauchen sie keine schwere Last für Mundvorrath bei sich zu führen.

Napotelima ließ der „weißen Taube“, seiner Genossin, ihren Gruß entbieten, und als sie der Kinder gedachte, die zu Hause des Vaters mit Thränen harren, wollten auch ihre Augen naß werden. Denn ihr hatte Welsit Manitto ein Kind gegeben, aber Matschi Manitto

in die Nacht des Todes versenkt. So viel er konnte, erwies Martin Schuler seine Dankbarkeit, indem er seiner freundlichen Wirthin ein buntfarbiges Tuch zum Geschenk hinterließ, das er um den Hals trug. Hier war alle seine Angst geschwunden, aber als der Indianer wieder ernst und schweigsam vor ihm herschritt und ihn durch schwarze Waldesnacht, über Baumstämme, welche Brücken über Sümpfe bilden mußten, und durch wasserreiche Bäche führte, wollte ihn wiederholt Furcht beschleichen. „Wie — wenn Peruschi doch der Indianer wäre, den ich einst in seiner Noth und trotz seiner flehentlichen Bitte, ohne einen Trunk Wassers ihm zu reichen, von meinem Hofe wegwies? Und wenn er mich jetzt entweder im Dunkel dieses Waldes, oder gar im Angesichte meiner Farm tödtete?“ Diese angstvollen Fragen tauchten immer wieder bei ihm auf. Selbst als ihm Peruschi nach fast sechsstündigem Marsche Tasmanane in dem hölzernen Wasserbecher reichte zur Erquickung und Stärkung, und als er die Bemerkung anfügte, daß mehr als einen Löffel Tasmanane in Wasser auf einmal zu nehmen, leicht gefährlich werden könne, weil das Pulver im Magen zu sehr anschwelle, — konnte Schuler nicht ganz von aller Besorgniß und Furcht frei werden. — In derselben Weise wie bisher führte der Indianer seinen Gast, der unter der Angst, unter Gewissensbissen und bei der Schnelligkeit seines Führers fast zusammensank, noch mehrere Stunden lang. Schon ging die Sonne zu Rüste, da kamen sie auf eine Anhöhe und nach einigen hundert weitern Schritten endigte der Wald.

Peruschi blieb stehen, zeigte auf ein vor ihnen liegendes Wohnhaus mit Oekonomiegebäuden und sagte: „Hier, weißer Mann, ist Dein Wigwam. Die weiße Taube, Deine Genossin, wird mit den Kindern sich freuen über Deine Rückkunft. Es war gut, daß sie Dir diese Feder an der Mütze befestigte, sonst wärest Du von meiner Kugel durchbohrt worden."

Martin Schuler blickte auf, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und da er seine Farm, seine Aecker und Wiesen vor sich sah und die Worte des Indianers hörte, war es ihm, als fiele eine Bergeslast von seiner Brust und vor Rührung und Freude wußte er sich kaum zu fassen. Ohne Auskunft über die Feder zu verlangen, ergriff er seinen Führer bei der Hand und sprach: „Du bist mein Lebensretter, hast mich zu meinem Hause, zu der treuen Gattin und den lieben Kindern gebracht, — Du darfst jetzt nicht von mir weichen, mußt den Dank der Meinigen für Deine Liebe hinnehmen und mußt mit mir an meinem Tische Dich laben." Bei diesen Worten zog Schuler seinen Führer mit sich fort und dieser sagte nach kurzem Widerstreben: „Ja, ich will die Freude der weißen Taube sehen," und ging an der Seite Schuler's der Wohnung zu. Noch ehe sie diese erreichten, sahen sie Einige vom Hausgesinde, wie von einer Reise zurückgekehrt, vor der Thür stehen und Anna, die Kinder und selbst die umstehenden Gehilfen sowie einige der nächst wohnenden Ansiedler erhoben laute Klagen und vergossen reichlich Thränen. Martin beflügelte seine Schritte und Peruschi

blieb ihm zur Seite. Erst als sie ganz in der Nähe des Hauses waren, wurden sie vom alten Kaspar bemerkt, welcher der weinenden Hausfrau zur Seite stand.

„J — da ist ja der Herr!" rief er aus, „und eine Rothhaut bei ihm." — Auf diesen Ruf wandten alle Anwesenden ihre Augen nach der Richtung, in welcher Kaspar mit dem Finger deutete. Und Anna hatte nicht sobald ihren Gatten erkannt, so sprang sie eilenden Laufes auf ihn zu. Die beiden Kinder folgten ihr.

Mit den Worten: „Gott Lob, daß meine Augen Dich noch einmal sehen dürfen!" fiel sie ihm um den Hals und die beiden Kinder hingen sich zur Seite liebkosend an den Vater.

„Hier diesem treuen, edlen Manne habe ich mein Leben, hast Du meine Rettung zu danken. Und er wollte gar nicht mit mir in das Haus, um auch Euern Dank zu empfangen." So sprach in merkbarer Rührung Martin Schuler zu seiner Frau. Diese erhob nun ihre Augen von der Brust ihres Mannes, an der sie ihr Haupt gesenkt hielt, nach dem Frembling und mit einem Schrei, in welchem Schrecken, Staunen und Freude gemischt war, sprang sie auf den Indianer zu und ergriff seine Rechte. „Du — Bruder! — der Retter meines Mannes? — Welches Wunder der gnadenreichen Führung und Wirkung Gottes!"

Peruschi erwiederte, indem er auf die Feder an der Mütze Martin Schuler's deutete: „Dies Zeichen war mir Beweis, daß die weiße Taube meinem Worte

traute und ich mußte thun an ihrem Genossen, was sie an mir gethan hat."

Martin staunte, da er aus den Reden dieser Beiden merkte, daß sie einander kennen, und fragte deshalb: „Kennst Du, Anna, diesen meinen Bruder Peruschi?"

„Ich will Dir Antwort auf diese Frage geben, lieber Martin, wenn wir allein sind. Nur dieser Mann, dessen Name ich aus Deinem Munde nun höre, soll Zeuge sein. Jetzt wollen wir zu den harrenden Freunden."

Auch die Kinder konnten jetzt erst dazu kommen, vom Vater freundliche Worte der Begrüßung und herzliche Liebkosungen hinzunehmen, und Eva sagte: „Aber nun darf Vater niemals mehr auf die Jagd. Wir können mehr Schweine schlachten und mehr Metzelsuppen halten, brauchen kein Wildpret." —

Inzwischen hatte man sich dem Hause genähert und Alle, die dort standen, drängten sich nun herbei, den wiederkehrenden Herrn und Freund zu begrüßen, und als Martin, der Knabe Schuler's, triumphirend den Indianer bei der Hand nahm und sagte: „Dieser hat meinem Vater das Leben gerettet und ihn wieder zu uns gebracht", da überwanden Alle ihren Widerwillen gegen die Rothhäute und drückten dem Peruschi freundlich die Hand.

Martin Schuler mußte nun erzählen, wie es ihm ergangen und auf welche Weise der Indianer Peruschi ihn vom nahen Tode errettete. Ueber der dankbaren Freude

durfte aber auch der nöthigen Erfrischung und Stärkung des Leibes nicht vergessen werden. So brach die Nacht herein und ermahnte die benachbarten Ansiedler zum Aufbruch in ihre Farmen, die Knechte und Mägde des Hauses aber an ihre Arbeit. Erst nachdem diese sich entfernt hatten, konnten Peruschi und der Hausherr der Ruhe und Erquickung pflegen, indem sie zu einem leichten Bier, das Anna zu bereiten verstand, ihre Pfeife rauchten.

Als das mit allen Hausgenossen gemeinschaftliche Abendessen vorüber war, schickte man sich an, die übliche Hausandacht zu halten, bei welcher Vater Martin in einem freien Herzensgebet sein volles Herz ausschüttete in Bitte um Vergebung seiner und der Seinigen Sünden, in Dank für Gottes gnadenvolle Rettung und in Flehen um Segen für seinen Wohlthäter und dessen treue Gattin. Peruschi war sichtbar gerührt bei diesem Gebete. Kinder und Gesinde begaben sich jetzt zur Ruhe. Aber Mutter Anna erzählte nun ihrem Manne in Gegenwart Peruschi's, wie und bei welcher Gelegenheit sie diesen kennen lernte. Sie gab Aufschluß wegen der Feder, die sie ihrem Manne beim Abzug auf die Jagd an der Mütze befestigte, und versäumte nicht, Grund und Ursache beizufügen, warum sie ihrem Gemahl von ihrer Zusammenkunft mit Peruschi und von dem erhaltenen Erkennungszeichen und Schutzmittel nichts sagte. Martin Schuler fühlte sich bei dieser Mittheilung tief beschämt und innerlich zerknirscht; er stürzte auf den Heiden zu, umarmte und küßte ihn, indem er ihn weinend um Verzeihung bat wegen der ihm erwiesenen Härte und Unmenschlichkeit.

„Aber damals“ — fügte er hinzu — „war kein Glaube, kein Funke christlichen Geistes in mir. Meine liebe, fromme Anna hat das Feuer christlichen Wesens in mir später angezündet. Die Reue und das stets nagende Gewissen wegen meiner unmenschlichen Handlung an Dir, lieber Bruder, war die Handhabe, an welcher Gottes Vaterhand mich fassen und zu sich ziehen konnte. Ach, wie machen schlechte Christen Gottes Treue zu Schanden vor edlen Heiden!“

Peruschi mochte fühlen, was in dem Herzen Martin's vorgegangen war und sich so eben regte, aber verstehen konnte er es nicht. Er blieb deshalb auch schweigsam und ruhig bei der reuigen Abbitte Schuler's und sagte nur bei der wiederholten Dankesbezeugung für die Wohlthat, die er ihm erwies: „Die weiße Taube hier, Deine Genossin, ist Dein Herz. Das Herz war gut gegen mich. Deines Mundes gedachte ich nicht, als ich im Walde die Feder an Dir sah.“

Martin schilderte nun auch noch die Qual der Angst und Furcht, die er auf dem Wege zu Peruschi's Wigwam und am Abend und in der Nacht, die er daselbst zugebracht, ausgestanden habe. Nur die Freundlichkeit Napotelima's habe ihn einigermaßen beruhigt. Aber die Pein der innern Beängstigung sei auch auf dem heutigen Marsche nicht eher von ihm gewichen, als bis er den Ernst und die Aufrichtigkeit der Liebe Peruschi's im Angesichte seiner Farm nicht mehr bezweifeln konnte. „Gott hat mich mit dem Vorgeschmack der Höllenstrafe gezüchtigt.“ So schloß er.

Anna fing nun an, ihren Gemahl zu entschuldigen wegen seines Unmuthes und Widerwillens gegen alle Indianer. Sie erzählte, daß ihnen offenbar von einem Indianer ein gar liebliches Knäblein, damals beinahe zwei Jahre alt, gestohlen worden sei. Sie schilderte den Schmerz, welchen sie bei diesem Raub fühlten, unter Vergießung heißer Thränen. Die Krankheit und den Tod ihres später gebornen Knäbleins schrieb sie auf Rechnung dieses Raubes und ihres tiefen Schmerzes darüber. Und wie die Wunden über den Verlust beider Knaben immer wieder aufs Frische bluten, namentlich weil ihr Georg der Segnungen des Christenthums unter den Heiden nicht theilhaftig werden könne, — das Alles wußte sie in so herzlicher, inniger Weise darzustellen, daß Peruschi dadurch ganz hingenommen wurde und ihr jedes Wort von den Lippen wegzufangen schien. Die Zartheit der Gesinnung, womit sie ihren Gemahl entschuldigte, entging ihm nicht. Er fragte näher nach der Zeit, in welcher der Knabe geraubt wurde, nach dem Alter, in dem er jetzt stehe. Und als er am frühen Morgen mit mehreren Geschenken für Napotelima die Farm und ihre Bewohner verließ, sagte er nur: „Der allmächtige Geist wird mich wieder zu Euch bringen.“ —

VI.

„Ich will ihr Trauern in Freude verkehren und sie trösten und sie erfreuen nach ihrer Betrübniß." Jerem. 31, 13.

Einige Wochen nach der am Schlusse des vorigen Kapitels erzählten Begebenheit wanderte ein Indianer durch einen Wald von weißen Ahornbäumen dem westlich vom Muskingum in den Ohio sich ergießenden Scioto zu. Er trug die Kleidung und Bewaffnung eines Jägers, nur war Beides ganz reinlich und fast neu, so daß der Mann stattlich aussah und keineswegs so herabgekommen, wie der uns schon bekannte Peruschi damals, als er matt vor Hunger und Durst nach langer Verirrung bei der Farm Martin Schuler's ankam. Es ist aber dieser stattlich gekleidete, wohl bewaffnete und kräftig einherschreitende Indianer kein anderer, als unser Peruschi. Die schon eingetretene Kälte treibt ihn nur zu eiligerm Vorwärtsschreiten und der bereits gefallene Schnee ist noch nicht so tief, daß er seine Schritte hinderte. Seine Miene ist ernst, nachdenklich und doch röthet sein Antlitz hie und da ein Feuer, das von innern Freudenblitzen herzurühren scheint. Er hatte aber auch Ursache,

sich zu freuen, denn er war auf dem Wege, ein Werk auszuführen, das über eine ganze Familie Jubel verbreiten sollte, wenn es gelang. Den Grund des Widerwillens und Hasses, welchen Martin Schuler gegen alle Indianer bei sich hegte und womit seine Gattin ihn so angelegentlich entschuldigte wegen seines früheren Benehmens gegen Peruschi, diesen Grund hatte Peruschi wohl zu Herzen gefaßt. Und als er zu Hause seinem Weibe erzählte, welches Glück er durch die Rettung des Vaters im Hause der weißen Taube verbreitete, als er seiner kränkelnden Napotelima die Geschenke überreichte, die ihm Martin's Frau für sie mitgegeben, als er der Trauer erwähnte, in welcher diese über den Raub eines Knäbleins noch immer sich befinde, setzte er hinzu: „und ich glaube zu wissen, wer dies Kind raubte und wo es nun lebt."

Napotelima blickte ihn an mit ihren seelenvollen Augen und fragte: „Was wird mein Freund thun?" „Was Dein Herz mir befiehlt," antwortete Peruschi. „Dann wird Deine Hand der weißen Taube ihr Junges wieder zuführen," fiel Napotelima freudig ein. „Das ist einer Mutter ihren gestorbenen Sohn wieder ins Leben rufen. O, wie würde die Sonne mir helle leuchten, wenn irgend ein Mann mein schönes Kind wieder beleben könnte, dessen Gebeine unter der Last des Steinhaufens liegen, nachdem es Matschi Manitto mit seinem großen Pfeile getroffen. Das Maß auch meiner Tage wird nicht voll werden; denn das Maß meines Glückes ist leer. Möge der gute Geist die Pfade Deines Lebens reinigen, Dir Tage ohne Wolken geben und Nächte ohne

böse Träume! Und das wird geschehen, wenn Du der trauernden Mutter ihr geraubtes Kind wieder bringst."

„Du machst mir Muth zum guten Werke, Napotelima," sprach bewegt Peruschi. „Du beflügelst meine Schritte; Du stärkst meine Kraft. Aber höre auf, das Herz Deines Freundes zu betrüben durch Deine nie gestillte Trauer. Erhebe Dein Haupt, das stets gebeugt ist, weil Du die erste Frucht Deines Leibes verloren hast! Verjage die Wolken der Traurigkeit, die Dein Angesicht bedecken! Halte zurück den Strom der Thränen, die Deinen Augen entstürzen! Die Träume der Nacht beschweren Dich, in denen Du das Kind Deiner Jugend wiederzusehen und an das Herz zu drücken wähnst. Wenn Du an den Tagen des Vollmondes am Ort, da Dein Kind ruhet, Thränen vergießest und meinst die klagenden Töne desselben mit Schauder und Hoffnung zu hören, so kommst Du schwächer und kränker in den Wigwam zurück. Sei eingedenk, daß Du das Weib eines Wyandots bist, der Krieger und Jäger ist. Peruschi ist betrübt, wenn er Dich in Klagen dahinwelken sieht. — Deine Sonne steht noch hoch; die Zeit Deiner Jugend ist noch nicht verflossen. Ich scheide von Dir auf kurze Zeit, um einer Mutter ihren Sohn zu bringen, damit Welsit Manitto, der gute Geist, Dir einen zweiten Sohn verleihe, da der erste nach Westen gezogen." —

Nach diesen Trostworten machte sich Peruschi auf den Weg, auf welchem wir ihn jetzt begleiten. Mit einem Stamme des Volkes der Seneca hatten die Wy-

andots vor zwei Jahren Krieg, und Peruschi brachte aus demselben einen reich mit Scalpen der Feinde behängten Stab nach Hause. Deshalb wurde er, obwohl ein junger Mann, zu den Friedensverhandlungen beigezogen. Bei dieser Gelegenheit sah er im Dorfe des Satschem oder Häuptlings der Seneca, in welchem um das Rathsfeuer der Calumet (die Friedenspfeife) geraucht und die Verhandlung gepflogen wurde, unter den spielenden Knaben Einen, der ihm trotz seiner sorgfältigen Färbung als ein Sprößling weißer Eltern vorkam. Denn die Knaben der Indianer laufen bis zum sechsten Lebensjahre ganz nackt herum. Die Eltern lassen ihnen stets freien Willen und zwingen sie nie zu irgend etwas. Als Peruschi sich jetzt dem Dorfe nahte, war wieder eine Anzahl Knaben versammelt und trotz der schon eingetretenen Winterkälte, ohne irgend eine Kleidung auf dem Leibe, damit beschäftigt, daß sie sich im Gebrauch des Bogens übten, indem sie nach einem aufgestellten Ziele schossen. Der gesuchte Knabe befand sich unter ihnen und an seinem Benehmen, das dem der andern Knaben an Gelenkigkeit und Lebendigkeit bei weitem nicht gleichkam, bemerkte Peruschi abermals, daß er nicht das Kind eines Indianers sei.

Bei dem Satschem Kesketomah wollte er sich Gewißheit darüber verschaffen, wie dieser Knabe ins Dorf unter die Indianer gekommen sei und wer ihn angenommen habe. Er trat deshalb zu den Knaben und sagte: „Laßt doch sehen, ob ein so gutes Kind unter Euch ist, das mich zum Satschem führet.“ —

„Der Großauge gehört selbst dem Satschem," riefen gleich mehrere Knaben. „Er zittert ohnedies vor Frost und wird gerne mit zum Vater gehen." —

Schüchtern trat der Knabe an Peruschi heran und sagte: „Ich gehe voran." Das Dorf war groß. Jedes Haus bestand aus vier, sechs oder acht in den Grund getriebenen Pfosten, welche das Hauptgestell bildeten. Zwischen diesen Pfosten waren dünne Pfähle eingerammt in einer Entfernung von 2—3 Zoll und mit Stangen verbunden, welche quer darüber hinliefen. Dieses Gitterwerk war mit Lehm verstrichen und manchmal mit verwitterten Austerschalen bekleidet, wodurch sie den wohlhabendern oder angesehenern Besitzer verriethen. Die Dächer waren von der Rinde starker Linden und mit Bast oder Weiden an das Gestell befestigt. Ziemlich in der Mitte des Dorfes stand der Wigwam des Satschem, zu welchem der Knabe den Fremdling nun einführte.

„Satschem Kesketomah hat ein gutes Kind" — das war die Begrüßung, mit welcher Peruschi in die Hütte eintrat, in der ein bejahrter Mann saß und seine Pfeife rauchte, während eine wohl fünfzehn bis zwanzig Jahre jüngere Frau sich mit einem etwa zweijährigen Knaben beschäftigte. „Mein Freund, setze Dich!" sagte der Alte und brachte einen hölzernen Stuhl für den Gast. Hierauf reichte er ihm seine Pfeife und nachdem Peruschi einige Züge daraus gethan hatte, gab er sie ihm zurück und griff nach seiner eigenen Pfeife. Der Häuptling gab ihm nun seinen Tabaksbeutel, und als dieser daraus seine Pfeife gefüllt hatte, rauchten sie mit

einander, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Die Frau des Hauses aber schürte das Feuer frisch an und setzte Speise zum Kochen bei. Denn daß der Fremdling gespeist und getränkt werden müsse, ehe er um sein Anbringen gefragt wurde, gehörte zur Sitte.

Nach einiger Zeit blickte der alte Häuptling seinen Gast schärfer an und sagte: „Du bist der junge Mann, der vor Jahren den Frieden zwischen meinem Volk und den Wyandots verhandelte."

„Ich bin's" — antwortete Peruschi.

Hiemit war die Unterhaltung wieder abgebrochen, dagegen brachte nun die Hausfrau die inzwischen bereiteten Speisen und der alte Satschem zeigte, daß er seinen Gast in Ehren halte, indem er stets aufs Neue zum Essen ermunterte. Als die Mahlzeit vorüber war und die Pfeifen wieder brannten, begann Peruschi sein Anliegen vorzubringen.

„Vater," — sagte er — „der Knabe, welcher mich zu Deinem Wigwam führte, ist nicht Dein Blut, — er hat nicht unsere Haut. Ist er im Kampfe mit den langen Messern (Engländer und Amerikaner) als Kriegsbeute Dir zugefallen?"

Kesketomah blies schnell hintereinander große Rauchwolken aus seiner Pfeife durch die Nase und sagte dann: „Nein — ich habe ihn vor einem Hause der Bleichgesichter gefunden und mitgenommen."

„Wie lange ist das?" fragte Peruschi.

„Viermal hat seitdem der Schnee des Winters die Erde in Weiß gekleidet" — lautete die Antwort.

„Kesketomah ist unter allen Stämmen bekannt als tapferer Krieger, der nur den Scalp eines mit eigener Hand erlegten Feindes nimmt und kein lebendiges Fleisch (Gefangene) sich zueignet, wenn er es nicht nach Recht und Spruch erhält."

Der alte Satschem fühlte den Vorwurf, der mit diesen Worten ihm gemacht wurde, und nach einer längern Pause, in welcher man Scham und Zorn in seinen Augen mit einander kämpfen sah, sprach er: „Du bist in meinen Wigwam gekommen und mein Gast. — Aber vernimm meine Rede. Tienaderhah, mein Weib, hat viermal den Hauch des Unglückswindes über ihrem Haupte hinziehen und vier Kinder sich aus den Armen wegreißen sehen müssen. Die schwarzen Wolken des Lebens drückten schwer auf sie. Ich fand diesen Knaben der Bleichgesichter, da mir der Schmerz meines Weibes wie hartes Gestein auf der Brust lag. Ich wollte ihr Trost und Freude bringen. Sie nahm das Kind als ihr eigenes auf und wurde wieder froh. — Doch nun pflege der Ruhe auf dem Lager, das Dir Tienaderhah bereitet hat, und laß Dir vom großen Geiste sagen, was Du mit meinem Weibe besprechen willst, wenn die Morgensonne den Schnee beleuchtet."

Hiemit war die Unterredung abgebrochen und man suchte das Nachtlager auf.

Am andern Morgen hatte es Peruschi nach der gestern erhaltenen Weisung des Satschem blos mit Tienaderhah zu thun; denn es ist so Brauch bei den Indianern, daß über einen von dem Weibe angenommenen

Gefangenen blos dieses zu bestimmen habe, ob er frei gegeben werden soll oder nicht.

Der Häuptling hatte sich sogar schon entfernt, als Peruschi in das Wohnzimmer kam. Dieser empfing mit aller Freundlichkeit ein Frühstück, worauf sich die Hausfrau mit ihrem kleinen Kinde, einem Knaben, zu schaffen machte, während der größere sich Peruschi näherte und an dessen Anzuge seine Freude bezeugte. Doch bald wurde er von diesem hinausgewiesen, da es dem Knaben gezieme, im Freien herumzulaufen, seinen Leib an die Kälte zu gewöhnen und seine Glieder zu stärken. Als sich der Knabe entfernt hatte, sagte Peruschi: „Tienaberhah — Du hast ein schönes Kind hier; aber der Knabe, welcher so eben ungern den Wigwam verließ, ist nicht von Deinem Leibe."

„Doch hat mein Herz sich lange an ihm gefreut" — entgegnete sie.

„Nun ist der Stern Deiner Freude von der Sonne dieser Luft verdunkelt," fuhr Peruschi fort. „Aber welch heller Glanz der Wonne würde der Mutter aufgehen, die dieses Kind an ihrer Brust gesäuget hat und welcher der Liebling ihrer Seele geraubt wurde."

„Wer kennt diese Mutter? Wo lebt sie? Das weiß Niemand," lautete die Einrede Tienaberhah's.

„Ich kenne sie, — ich weiß, wo sie lebt, und habe ihren Schmerz gesehen, der ihr Herz wie die Schärfe eines Tomahawks spaltete, wenn sie des geraubten Lieblings gedachte" — so antwortete Peruschi. Nun schilderte er mit beredter Zunge und in poetischer Sprache

die Klage der Mutter um den Verlust ihres Kindes. Er schilderte sie, wie sie allabendlich unter den schattigen Aesten des Amanganaschquiminschi (großblätterige Eiche) sitze und der Sonne nachsehe, wenn sie ins große Salzwasser tauche, wobei sie laute Klaglieder um ihr geraubtes Kind ertönen lasse. „O ich Arme, so seufzt sie, die ich das Kind meines Leibes nicht mehr mit Augen sehen, nicht mehr an mein Herz drücken kann! Liebling meiner Seele, wo weilst Du? Dein Leben ist nicht in der Hand Deiner Mutter; sie kann nicht die Wache halten über Deinen Leib mit Augen, die nie schlummern. Liebling meiner Seele, wo weilst Du? Du wirst nicht getränket mit der Milch Deiner Mutter, Du siehst nicht ihr freundliches Lächeln, hörst nicht ihre sanfte Stimme. Eine Fremde kreischet Dich an wie ein schwarzer Rabe und läßt Deine Zunge lechzen, Deinen Bauch leer, Deine Glieder ohne wärmende Hülle. Liebling meiner Seele, wo weilst Du? Die Sprache Deiner Stammesverwandten lernest Du nicht; den großen Geist, den sie verehren, kennest Du nicht; aus dem Buche, welches ihnen Weisheit des Himmels lehret, vernimmst Du nichts. Liebling meiner Seele, wo weilst Du? Seit Du mir entrissen bist, ist mein Gesicht finster, wie das Wasser, welches unter Fichten fließt; mein Geist verirrt sich in der Dunkelheit, wie der Jäger sich in Wäldern verirrt; ach, daß der Wind, dieser Hauch des großen Manitto, die Stimme meiner Klagen in den Wigwam brächte, wo jetzt ein fremdes Weib den Liebling meiner Seele vielleicht unwillig nährt. Gib ihn zurück, gib ihn der

Mutter zurück, die um ihn laut klagt bei Nacht und stille seufzt bei Tage und sie wird es Dir danken, — sie wird flehen, daß der große Manitto dafür Dich reichlich beglücke!" —

Hier hielt Peruschi plötzlich inne mit seiner Rede, denn er bemerkte Rührung auf dem Antlitz Tienaderhah's. Er ging an das Feuer, das vor ihr brannte und in welches sie mit thränenfeuchten Augen blickte; hier zündete er seine Pfeife an und begab sich ruhig rauchend an seinen Platz.

„Wirst Du der Mutter ihren Sohn bringen, wenn ich ihm die Freiheit gebe?" fragte sie nach langer Pause.

„Das werde ich morgen schon thun," lautete Peruschi's Antwort.

„Aber wird Großauge Mutter und Vater auch wieder erkennen und lieben? Er war noch zu jung, als Kesketomah mir ihn brachte, als daß er der Mutter Auge und des Vaters Rede merken konnte. Werden die Eltern Dir glauben, daß Großauge ihr geraubtes Kind bist?" so fragte bedenklich die Indianerin.

„Sorge nicht!" — erwiederte Peruschi. „Das Mutterherz erkennt den Sohn ihres Leibes und wird bald von ihm erkannt werden."

„So nimm Großauge! — Er wäre nie ein guter Jäger, nie ein tapferer Krieger geworden. Manitto hat mir in meinem schönen Kinde gegeben, was mein Herz wünscht; ich brauche mich nicht am Kinde eines fremden Weibes mehr zu erfreuen." Kaum hatte Tienaderhah diese Worte gesprochen, so trat auch ihr Mann, Keske-

tomah, herein und zitternd vor Frost folgte ihm der Knabe, welcher Gegenstand der bisherigen Verhandlung war.

„Tienaderhah ist ein edles Weib!“ sagte Peruschi.

„Es ist gut!“ antwortete Kesketomah.

Folgsamkeit und Achtung vor dem Alter ist das Hauptziel der Erziehung bei den Indianern. Darum ging der Knabe ohne Befremden oder gar Widerwillen zu Peruschi, als seine bisherige Pflegemutter zu ihm sagte: „Du ziehst mit diesem Manne!“

Der Abschied ging ebenfalls ganz schweigsam vor sich und erst als Peruschi mit dem Knaben vor dem Indianerdorf draußen war, zog er eine wollene Decke und dichte Leggings (Strümpfe) hervor, den Knaben damit gegen den Frost zu schützen.

Es ging aber der Marsch auch so rüstig vorwärts, daß selbst einem unbekleideten Knaben dabei warm hätte werden müssen, wenn Indianerblut in seinen Adern geflossen wäre. Peruschi bezeugte solche Freude an seinem kleinen Reisegefährten, daß er ihn zu wiederholten Malen auf den Rücken nahm, ihn zu tragen. Nur wenn er fürchtete, es möchte ihn frieren, so ließ er ihn wieder ein Stück Weges laufen. Auf diese Weise kam Peruschi in seinem Dorfe an, ehe die Nacht hereingebrochen war. Und als er zur Thür seines Wigwams eingetreten war und seine Napotelima vom Feuer aufsah und ihn mit seinem kleinen Reisegefährten erblickte, fuhr sie mit einem lauten Freudenschrei auf, ihm entgegen. — „Du hast das Kind der weißen Leute? — o, das ist gut!“ rief sie.

Nachdem sie ihren Gatten umarmt und den Knaben geherzt und geküßt hatte, sprach sie: „O wie wird die weiße Taube sich freuen, wenn sie ihr Junges bekommt, das in den Krallen des Adlers war! Aber morgen läßt Du mir den Kleinen noch im Hause; ich will meine Arzneimittel anwenden, um ihm die Farbe wegzubringen, die ihn zu einer Rothhaut machen sollte. Er soll als weißer Leute Kind sich noch erkennen, ehe er von uns kommt."

Peruschi wollte zwar seinem Weibe einige Bedenken entgegenstellen, die namentlich darin ihren Hauptgrund hatten, daß man der weißen Taube die Freude, ihr Kind wieder zu sehen, nicht länger vorenthalten sollte; allein den dringlichen Bitten seines Weibes konnte er nicht widerstehen. Bei diesen Gesprächen sah der kleine Großauge bald auf Peruschi, bald auf Napotelima. Er verstand ihre Sprache und doch waren ihm alle ihre Worte eitel Räthsel. Als dies die Beiden merkten, ließ es sich Napotelima angelegen sein, ihm Erklärung ihrer Reden beizubringen.

Wie horchte der Knabe, als er hörte, daß er nicht indianischer Abkunft sei, sondern von weißfarbigen Eltern stamme, und daß er nun seiner rechten Mutter und seinem rechten Vater wiedergebracht werden sollte. Napotelima schilderte ihm seine Mutter in einer Freundlichkeit und Lieblichkeit, daß der Knabe sagte: „Warum bringst Du mich nicht gleich zu ihr?" Aber bald äußerte er das Bedenken, ob sie ihn auch erkennen und als ihr Kind lieben werde.

Darauf sagte Napotelima: „Warte nur bis morgen, dann wirst Du Dich selbst nicht mehr kennen; aber der Mutter Augen sehen nicht nur auf die Haut, sondern durch die Augen in das Herz. Und die Mutter erkennt ihr Kind, das sie geboren und gesäugt hat, ganz gewiß auch noch im Manne, — geschweige nach so kurzer Zeit von vier bis fünf Wintern.“

Sie brachte nun eine Salbe herbei, womit sie den ganzen Leib des Knaben bestrich. Hierauf bereitete sie ihm ein Lager mit warmen Decken. Er konnte sich keine klaren Gedanken bilden von dem, was ihm bevorstehen solle, und also auch nicht mit Hoffnungen bestimmter Art seine Seele erfüllen. Gedanken, Hoffnungen und Wünsche wogten in seinem Geiste auf und nieder wie Morgennebel. Aber helle Sonnenstrahlen drangen nicht durch. So schlummerte er ein und wirre Traumbilder drängten sich die Nacht durch um sein Lager, daß er beim Erwachen am Morgen lange Zeit brauchte, bis er sich klar darüber wurde, wo er sei und was mit ihm seit gestern vorgegangen. Bald trat Napotelima herein und rief den Knaben zu einem warmen Bade. Und da sie ihn, während er im Bade war, mit Tüchern rieb, so sah er bald zu seinem großen Staunen, wie die Kupferfarbe seines Leibes verschwand und ein Weiß an seine Stelle trat, das nur durchs Reiben und durchs warme Wasser ziemlich stark in Roth überging. Nachdem er so in ganz anderer Farbe des Leibes aus dem Bade hervorgegangen war, hüpfte Napotelima vor Freude wie ein Kind um ihn her. Sie brachte ihm einen Spiegel und

er konnte sein Staunen über die Veränderung seines Gesichtes nur durch stummes betroffenes Hinstarren zu erkennen geben. Inzwischen trat Peruschi herein und betrachtete mit Wohlgefallen den Knaben. Mit einem freudigen Blicke wandte er sich nun zu seinem Weibe, und diese verstand recht wohl das Lob, welches ihr dadurch über ihre Kunst gespendet wurde, die sie an dem Knaben bewies. „Nur hier ist ein Flecken, der Deiner Kunst nicht wich," sagte er endlich, indem er auf ein kirschbraunes Muttermal am Rücken des Knaben wies. „Ja das ist keine Farbe, sondern steckt unter der Haut," bemerkte sie. „Es ist gut," schloß mit sichtbarer Freude Peruschi. „Ach, könnte ich doch die Freude der weißen Taube sehen, wenn Du ihr das liebe Kind zuführst!" — sprach mit einem tiefen Seufzer und in traurigem Tone nach einer längern Pause Napotelima. Aber Peruschi wendete sich mit dem Trostworte an sie: „Wann die Erde ihr weißes Kleid ausgezogen hat und der Auerhahn durch das Rauschen seiner Flügel sein Weibchen ruft, dann gehst Du mit mir zu dem Wigwam der weißen Taube, die Dich als Schwester umarmen und küssen wird."

„Die Vögel der Nacht, die meine Schwäche kennen, werden sich bald auf mein Dach setzen," bemerkte Napotelima, während ihre Augen in Thränen sich feuchteten.

„Der gute Manitto läßt nicht zu, daß der Böse den belebenden Geist Dir nehme, und droht er in seinem Sturm heranzubringen, so drücke Dich an den Baum, bis der Sturm vorüber ist." Bei diesen Worten zog

Peruschi die Gattin an seine Brust. Diese blieb einige Zeit in dieser Stellung, machte sich aber mit erheiterter Miene los und sagte: „Peruschi, ich muß dem kleinen Goldhaar Kleider machen, daß er morgen, ohne vom Frost zu leiden, mit Dir die Reise machen kann.“

Wir übergehen aber Alles, was an diesem und dem folgenden Tage geschah, und wenden uns zur Farm Martin Schuler's. Hier ging es zur Abendzeit zu, wie in einem deutschen Bauernhause.

In der Scheune war man beschäftigt mit Putzen des ausgedroschenen Getreides; im Stalle wurde das Vieh gefüttert und gemolken. Im Wohnzimmer saß die Hausfrau und strickte; das Töchterlein spann Flachs; der nunmehr zwölfjährige Sohn lernte den Katechismus Lutheri und Vater Martin ging auf und zu bei den Leuten im Stall und in der Scheune. Eben trat er aus der letztern heraus, als Peruschi mit einem wohl sechsjährigen Knaben in den Hofraum der Farm hereintrat.

Mit strahlender Freude empfing ihn der Hausherr und achtete anfänglich gar nicht des Knaben, der hinter ihm stand. Dieser staunte den Mann, der seinen Führer so freundlich begrüßte, an wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, und daß er die Beiden sprechen hörte, ohne ein Wort davon zu verstehen, das kam ihm vollends wunderbar vor. Sie redeten aber in der englisch-amerikanischen Sprache, welche der Knabe nie gehört hatte, so lange er unter den Indianern war. Freundlich mit einander plaudernd gingen sie dem Wohnzimmer zu und

der Knabe folgte schüchtern. Die ganze Familie gerieth in jubelnde Freude, als Peruschi mit dem Vater zur Thür eintrat. Mutter Anna richtete zuerst ihre Aufmerksamkeit auf den Knaben und fragte: „Peruschi, was für ein Kind hast Du bei Dir? Haar, Augen und Farbe sind deutsch, die Kleidung aber ist die eines Indianers.“ Indem sie so sprach, ging sie dem Knaben näher, faßte ihn an der Hand und sah ihm genauer ins Antlitz. Alle Hausgenossen richteten nun ihre Blicke auf den Knaben, der mit Peruschi gekommen war. Aber ehe dieser noch eine Antwort geben konnte auf die Frage der Hausfrau, brach diese in Thränen aus und sagte, zu ihrem Manne gewandt: „Martin, so müßte unser Georg aussehen.“

„Mutter!“ — sprach jetzt Peruschi in einem bestimmten, gemessenen Tone — „Mutter, es ist Dein Kind, das vor Dir steht.“ —

Mutter, Vater und Geschwisterte drängten sich jetzt um den Knaben in freudiger Bewegung. „Ja — das ist des Brüderleins Näslein — nur etwas größer — ich kenn' es noch genau,“ rief Schwester Eva.

„Die blauen Aeuglein sind's auch,“ sagte Bruder Martin. Dem Vater wogte die Brust, daß er keines Wortes mächtig war. Er hob den Knaben in die Höhe und trug ihn ans Fenster. Aber Mutter Anna sprang von hinten an den Knaben heran und rief: „Gib her den Knaben und laß sehen, ob er die braune Kirsche zwischen den Schultern hat.“ Sie nahm dem Kinde die wollene Decke von den Schultern und öffnete das Hemd,

welches ihm Napotelima angefertigt hatte. Der Knabe wußte nicht, was man mit ihm vorhatte, da er die Sprache seiner Umgebung nicht verstand. Es traten ihm Thränen in die Augen, als Mutter Anna ihn von den Armen des Vaters nahm und nach Abnahme der Decke das Hemd öffnete.

„Georg, mein Kind! — Vater, unser geraubtes Kind ist es! — Hier siehst Du das Muttermal, das er mit auf die Welt brachte.“ So rief freudig bewegt Mutter Anna, nahm den Knaben auf die Arme, herzte und küßte ihn, während Freudenthränen der Mutter seine Wangen befeuchteten.

„O Gott, Du bist barmherzig!“ rief Vater Martin und nahm der Mutter das Kind, indem er es an sein Herz drückte. Die Geschwisterte jubelten: „Unser Georgle — unser Georgle ist wieder da!“ und zerrten auf beiden Seiten an dem Knaben.

Jetzt erst bekam Peruschi so viel Zeit und Raum, daß er dem geängsteten Kind in der Indianersprache, die er verstand, sagen konnte: „Das ist Deine Mutter, dies Dein Vater und hier Deine Geschwisterte.“ Nun blickte er die Mutter erst recht genau an mit seinen großen, blauen Augen, denn von ihr hatte ihm ja Napotelima erzählt.

„Satschem Kesketomah hat Dich hier Deinen Eltern geraubt,“ sagte Peruschi weiter.

Wir aber sind nicht im Stande, die Freude zu schildern, welche heute im Hause Martin Schuler's noch herrschte. Größer kann sie dort nicht gewesen sein, da

ein Vater seinen Knechten sagte: „Bringet ein gemästet Kalb und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden; er war verloren und ist gefunden worden."

Geraubte und wiedergefundene Kinder gibt es wohl selten; aber um so mehr verlorene Söhne und Töchter im Sinne jener Geschichte Lucas am fünfzehnten.

Möchten sich alle jungen Leser dieser Geschichte hüten und hüten lassen, daß sie nicht in diesem Sinne verloren werden. Denn viele Verlorene werden nicht mehr gefunden und dann gibt es keine Freude weder für sie noch für ihre trauernden Eltern.

VII.

„Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott." Röm. 3, 29.

Erst am folgenden Tage mußte Peruschi genau und ausführlich erzählen, wie er auf die Spur des geraubten Knaben gekommen sei, und wie er den Plan, ihn seinen Eltern wieder zuzuführen, entworfen. Daß ihm die Ausführung deshalb schon nach seinem friedlichen Theile gelang, hatte er nicht gehofft; darum lag in seinem Plane auch ein kriegerischer. Hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Knabe, den er im Dorfe der Senecas gesehen, der seinen Freunden geraubte sei, so wollte er sich auch durch einen feindlichen Ueberfall des Dorfes in den Besitz desselben setzen, wenn er nicht gutwillig herausgegeben würde. Sein heidnisches Gewissen wäre auch nicht beschwert worden, wenn es dabei Mord und Brand gegeben hätte. Daß die Sache nun so friedlich ablief und daß ihm der Knabe ohne Weigerung ausgeliefert wurde, war ihm freilich viel lieber.

Mutter Anna aber fing nach diesem Bericht an, mit lauter Stimme Gottes Gnade zu preisen, dadurch

nicht nur ihr Kind ihr wieder zugeführt, sondern auch, ohne Jemand irgend einen Schaden zuzufügen, ihr in die Arme geliefert wurde.

Ein förmlicher Dank-Gottesdienst für Rettung des Kindes aus der Nacht des Heidenthums und für Wiederbringung desselben in das Vaterhaus und in christliche Gemeinschaft wurde heute im Hause Martin Schuler's gehalten. Alle Hausgenossen und auch der Taufpathe Georg's — ein in der Nähe wohnender Farmer — wurden dazu herbeigerufen. Der Hausvater selbst fühlte sich stark genug in Buße und im Glauben, daß er das Amt des Hauspriesters übernehmen konnte. Geistliche Lob- und Danklieder erschallten; die Stelle Ezechiel 34, 11—16 wurde verlesen und angewendet auf die Glieder der Familie, aber auch auf die heidnischen Völker. Nach einem Dankgebete für die große Gnade, womit Gott die verirrten und verführten Glieder des Hauses durch Christum wieder zu seiner Heerde versammelte, wurde noch ein besonderes Bittgebet darum gesprochen, daß Gott auch die Heiden unter den treuen Hirtenstab Christi bringen und zu der Heilsquelle seiner Gnaden führen wolle.

Peruschi fühlte dabei eine mächtige Regung seines Geistes; es drängte ihn, die Frage zu stellen, welche nach Apostelgesch. 16, 30 der Kerkermeister zu Philippi an Paulus und Silas stellte: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ Diese Frage verursachte nicht geringe Verlegenheit. Alle erwachsenen Christen, die zugegen waren, mußten mit innerer Beschämung sich gestehen, daß Peruschi edler, liebevoller, aufopfernder gehandelt

habe, als viele, viele Christen in gleichem Falle handeln würden. Deshalb meinte auch der alte Kaspar, wenn Peruschi in seiner Tugendhaftigkeit beharre, so könne ihm die ewige Seligkeit nicht fehlen. Der Gevatter glaubte diese Ansicht bestätigt zu finden durch den Ausspruch des Apostels Petrus, Apostelgesch. 10, 34: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm." Da erhub Anna, die Hausfrau, ihre Stimme und sprach in sanftem, aber entschiedenem Tone: „Gerade aus dieser Geschichte vom Hauptmann Cornelius zu Cäsarien ist zu ersehen, daß auch der beste und edelste Heide doch durch die heilige Taufe wiedergeboren und in die christliche Kirche aufgenommen werden muß, wenn er selig werden soll. Cornelius war gottselig und gottesfürchtig sammt seinem ganzen Hause und gab dem Volke viele Almosen und betete immer zu Gott; dennoch ließ ihm Gott durch einen Engel kund machen, er solle gen Joppen senden und Simon, mit dem Zunamen Petrus, fordern lassen, der werde ihm sagen, was er zu thun habe. Und nachdem Petrus, der bisher der Meinung war, die Gnade der Erlösung durch Jesum Christum sei nicht für die Heiden, sondern nur für die Juden, die wunderbare Erscheinung hatte, welche dort V. 9—16 erzählt ist, und nachdem er vom Hauptmann Cornelius gehört, was ihm für ein Befehl von Gott geworden sei, bricht er in die angeführten Worte aus. Er sagt aber damit nicht, daß der Hauptmann Cornelius nichts weiter bedürfe, um

selig zu werden, sondern fängt an, von Christo zu predigen, daß durch seinen Namen Alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfahen sollen, und tauft ihn in dem Namen des Herrn. Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." Diese Auseinandersetzung brachte alle Anwesenden zur Erkenntniß der Wahrheit und machte auf Peruschi einen wunderbaren Eindruck. Er drückte der Hausfrau mit gerührtem Danke die Hand, konnte aber kein Wort über die Zunge bringen. Nach einer kurzen Pause erhob er sich und sagte: „Ich will mit Napotelima, meinem Weibe, zu Euch kommen, daß sie die gute Botschaft vernehme aus dem Munde der weißen Taube."

„Sie soll bei mir bleiben als meine Schwester!" fiel Anna ein. Ihr Mann aber ging auf Peruschi zu, faßte seine beiden Hände und sagte: „O, möchte es Dir gefallen, Bruder, mein Haus und meinen Tisch mit mir zu theilen!"

Schweigend entfernte sich Peruschi, nachdem er noch einige Worte der Liebkosung und Mahnung zu dem kleinen Georg gesprochen hatte, der bei allem, was bisher vorgegangen war, ein staunendes Stillschweigen bewies.

Diesen Knaben nun an ein christliches Familienleben zu gewöhnen und ihm christliche Erziehung und Unterricht zu ertheilen, war die schwere Aufgabe, welche dem Vater und der Mutter zukam. Martin Schuler übertrug aber sogleich den größten Antheil an diesem Geschäfte seinem Weibe, weil er ihr mehr Geschick hierin

zutraute, als sich selbst. „Allerdings“ — entgegnete Mutter Anna — „gebührt mir für jetzt der größte Theil von dem Erziehungsgeschäfte unsers wieder gefundenen Georg. Denn er ist für uns abermals wie ein neugeborenes Kind; er muß unsere Sprache lernen; muß vom lieben Himmelsvater und vom treuen Heiland hören und es muß ihm gezeigt werden, wie man betet und die Hände in Andacht faltet: das Alles gehört zunächst der Mutter zu und es wird bei Georg schwerer werden, als bei einem kleinen Kinde, weil bei ihm nicht mehr die willige, kindliche Hingabe vorhanden ist. Eben deshalb brauchen wir einen Gehilfen, und diesen herbeizurufen und bei meinem Erziehungsgeschäfte zu erhalten, muß auch Deine Sorge sein. — Du merkest, lieber Martin, daß ich den besten Lehrer und Kinderfreund, Jesum Christum, meine und durch anhaltendes Gebet wollen wir ihn mit einander nöthigen, bei uns einzukehren und bei uns zu bleiben.“

Martin sagte ihr das mit einem Händedruck zu und Beide hielten Wort. Um Licht, Weisheit und Verstand, um Liebe und Geduld zur Erziehung ihres in heidnischer Umgebung aufgewachsenen Söhnleins beteten sie zu Gott insbesondere täglich. Und wenn auch Eigenwille bei ihm öfter und hartnäckiger hervortrat, als bei den andern Kindern, so war er doch nicht unbeugsam. Blick, Zeichen, Vorbild mußte bei der Leitung und Erziehung des Knaben vorläufig noch am meisten thun, da er die Sprache nicht verstand. Aber nach und nach tauchten in ihm Erinnerungen aus seiner Kindheit auf, so daß er plötz-

lich einzelne Worte, die er als anderthalbjähriges Kind schon sprechen konnte, wieder in derselben Weise aussprach oder einen Platz, an dem er sich aufhielt, als einen bekannten bezeichnete. Namentlich begrüßte er Rindvieh, Pferde, Hühner, Gänse und Tauben jubelnd als alte Bekannte und gute Freunde. Ist es für Eltern schon ein Gegenstand sorgfältiger Aufmerksamkeit und großer Freude, die Entwicklung eines kleinen Kindes zu beobachten und wie auf einem Kerbholz jeden neuen Zuwachs in ihrem Herzen anzuzeichnen, so war das noch weit mehr der Fall bei Martin und Anna in Bezug auf ihren Georg. Wie er sich's angelegen sein ließ, Wunsch und Willen der Eltern zu erkennen, einen Gegenstand mit dem deutschen Namen zu bezeichnen oder eine leichte Arbeit zu thun, das wurde von Vater und Mutter mit Freuden bemerkt. Und Schwester Eva gab sich ganz besonders Mühe, ihr neues Brüderlein zu unterweisen und zu hofmeistern. Mit ihr gab sich Georg denn auch am liebsten ab. Dagegen wollte Bruder Martin zu sehr befehlen, vorschreiben, commandiren, und das gefiel dem Georg so wenig, daß er sich gewöhnlich widersetzte und auch zu Thätlichkeiten gegriffen hätte, wenn nicht die Schwester oder die anwesende Mutter dies verhütet hätte.

Mit Erlernung der Umgangssprache ging es bei dem Knaben wunderbar schnell. Denn ein Sprachunterricht war für ihn jede Beschäftigung in Gemeinschaft mit den Geschwisterten oder mit dem Gesinde. Auch wenn diese es nicht darauf absahen, ihm Begriffe und Benen-

nungen von Gegenständen beizubringen, so merkte er aus ihren Gesprächen unter einander Namen, Wesen, Bestimmung und Gebrauch der Dinge. Und es war für ihn und für die Seinigen immer ein Jubel, wenn er einen Gegenstand benennen, seinen Gebrauch angeben oder gleich selbst die rechte Anwendung davon machen konnte.

Noch im Laufe dieses Winters brachte es Georg zu einer gewissen Fertigkeit im Sprechen. Aber nun sollte es mit ihm an das eigentliche Lernen gehen, wobei es gilt, ruhig sitzen zu bleiben und stundenlang im Zimmer auf einem Platze sich aufzuhalten. Lesen, Schreiben, Rechnen, wozu er nun angehalten wurde, das waren ihm lästige Aufgaben, da er bisher nur im Freien bei steter Bewegung sich zu beschäftigen oder vielmehr zu spielen und zu thun, was ihm beliebte, gewohnt war.

Die Liebe und Treue der Mutter gab auch hierin die besten pädagogischen Rathschläge und wußte auch die beste Methode zu ihrer Durchführung in Anwendung zu bringen. So kam der Frühling herbei und man sah mit jedem Tage der Ankunft Peruschi's sammt seiner Gattin Napotelima entgegen. Es war ein stiller Herzenswunsch für Mutter Anna, dieses indianische Ehepaar zum christlichen Glauben zu bekehren. Denn dadurch allein glaubte sie ihre Schuld der Dankbarkeit bei ihnen abtragen zu können, die sie durch Rettung des Mannes und des Sohnes bei ihnen auf Rechnung hatte.

Allein während man hier auf die Ankunft der beiden lieben Personen mit sehnsüchtigem Verlangen harrte, saß Peruschi in tiefer Trauer in seinem Wigwam und

die Wehklagen der Weiber des Dorfes erfüllten die Luft. Denn Napotelima, die Gattin des tapfern Kriegers Peruschi, die von allen Müttern und Töchtern geliebte Freundin und Schwester, war gen Westen gegangen, war gestorben. —

Die heidnischen Weiber ahnten nichts von dem geheimen Schmerz Peruschi's über den frühen Hingang seiner Gattin. Und was er der heidnischen Sitte gemäß thun mußte, dazu drängte ihn seine bange Sorge um die Seele seiner geliebten Napotelima. Er saß unbeweglich und still auf dem Boden mit zur Erde gewandtem Blicke, das Haupt auf die beiden Hände stützend. Bei ihm war dies der aufrichtige Ausdruck tiefer Trauer.

Die Zahl der Klageweiber war groß und ein Theil von ihnen saß neben der Leiche, indem sie nach kurzen Pausen immer aufs Frische wieder ihr durchdringendes Klaggeschrei erhoben. Einige Stunden schon nach dem Verscheiden wurde der Leichnam in einen Sarg gelegt im prächtigsten Kleiderschmuck nach indianischem Geschmack. Die Aermel des neuen Faltenhemdes waren mit breiten silbernen Spangen von den Schultern bis auf die Handgelenke besetzt. Ihr langes, glattes Haar wurde von Silberstreifen zusammengehalten, die vom Haupt abwärts bis zu den Spitzen immer kleiner wurden. Fünf breite Wampumgürtel hingen um den Hals, so daß der äußerste und längste bis unter die Brust herabhing. Ihre Beinbekleidung war scharlachroth und mit verschiedenfarbigen Bändern verziert, welche darauf genäht waren. Die Schuhe hatten Verzierungen von gefärbten Stachel-

schweinkielen. So lag die Todte in dem Sarge. Am Tage nach ihrem Abscheiden fand die Beerdigung statt. Stoffe zu neuer Bekleidung, Scheere, Nähnadel, Zwirn rc. rc., nebst einer Menge von Dingen, die sie im Leben gern hatte, wurden zu ihr in den Sarg gelegt und dann der Deckel darauf gethan. Oben im Sarge wurde eine Oeffnung gelassen, damit, nach der Meinung der Indianer, der Geist der Verstorbenen nach Belieben aus- und eingehen könne, bis er den Ort seines künftigen Aufenthaltes gefunden habe. Die Träger erhoben nun den Sarg, um ihn an den Begräbnißplatz zu bringen. Vor dem Sarge ging ein Führer. Unmittelbar hinter dem Sarge folgte der Wittwer, nach welchem zuerst die angesehensten Männer und dann die von geringerem Ansehen kamen. Nun schlossen sich Weiber und Kinder dem Zuge an und den Schluß machten zwei starke Männer, welche Stücke von allerlei Kaufmannswaaren trugen. Die eigentlichen Trauerweiber gingen etwa 30 Schritte rechts vom Zuge immer mit dem Sarge in gleicher Richtung. Als man bei dem Grabe angekommen war, wurde der Sarg niedergelassen, der Deckel wieder abgenommen und die Gestorbene zur Schau ausgestellt. Die ganze Leichenbegleitung hockte sich jetzt an der Südseite der Grabes in einem halbmondförmigen Kreis auf den Boden, während der Wittwer ganz allein sich auf die Seite entfernte und mit zur Erde gesenktem Haupte weinte. Die Trauerweiber begaben sich auf die Ostseite des Grabes und unterbrachen die lautlose Stille, welche jetzt herrschte, hie und da durch Seufzen und Schluchzen.

Nachdem diese stille Trauer eine Zeit lang beobachtet war, traten sechs Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche ins Grab zu senken. Allein drei von den Trauerweibern sprangen plötzlich herbei, drängten sich zwischen die Männer und den Sarg und riefen der Verstorbenen zu: „Stehe auf! Komme zu uns! Verlaß uns nicht!“ Sie umfaßten sie, zerrten an den Kleidern, an Händen und Füßen und stellten zuletzt ihren Schmerz und ihre Trauer in einer Weise vor, die volle Verzweiflung ausdrücken sollte. Nachdem auch dieser Act der Trauerfeierlichkeit vorüber war, wurde der Sarg in das Grab hinabgelassen. Zwei geschälte Stäbe von etwa 4 Zoll Durchmesser wurden der Länge nach ganz nahe an einander über das Grab gelegt. Hierauf nahte sich der Wittwer langsamen Schrittes und ging auf den Stäben über das Grab hin. Nachdem dies geschehen war, entfernte er sich und jetzt erst wurde von Weibern die Gruft mit Erde bedeckt. Man setzte sich nun zu einer Mahlzeit nieder, und zuletzt wurden die Waaren vertheilt, welche die zwei Männer dem Leichenzuge nachgetragen hatten. Am Abend wurde ein Kessel voll Speise auf das Grab getragen, und dies wiederholte man drei Wochen lang.

Die Wehklage der Trauerweiber wurde anfänglich noch allabendlich am Grabe vernommen, später wurde sie kürzer und stiller und einige Tage hintereinander ausgesetzt. Endlich nach drei Wochen verstummte die Klage ganz; denn nun hatte die Abgeschiedene ihren Aufenthalt gefunden, wie die Indianer glauben.

Nur bei Peruschi war die Trauer um sein Weib noch nicht verschwunden. Oft saß er auch später noch an dem Grabe seiner Gattin und weinte und hielt Gespräche voll tiefer Trauer mit ihrem Geiste.

„Napotelima, kannst Du die Stimme Deines Freundes Peruschi nicht hören?" so klagte er. „Ach, die Asche Deines Herdes ist zerstreut, Dein Feuer ist ausgelöscht. Sollte wohl die Stimme meines Mundes zu Dir kommen und die Deinige zu mir? Ich horche . . . Es ist nur ein Geräusch des Windes, der durch das Laub der Nemenschefela (schwarze Birke) streicht. Napotelima, kannst Du die Stimme Deines Freundes Peruschi nicht hören? Denke ich an Dich, so breitet sich mein Arm aus, meine Hand öffnet sich, der Deinigen zu begegnen und sie zu drücken. Beim Lichte des Tages suche ich Dich und finde Dich nicht. Selbst Dein Schatten hat mich verlassen. In der Stille der Nacht denkt mein Geist an Dich und wirft, wie die Fläche des Wassers, Dein Bild zurück. Napotelima, kannst Du die Stimme Deines Freundes Peruschi nicht hören? Ich armer Betrübter! Meine Pfeile treffen das Wild nicht mehr. Ich nehme die Pfeife in den Mund; aber meine Gedanken, die Deine Abwesenheit in meinem Kopfe zurückhält, werden traurig und klagend. Gehe ich in die Wälder, so verirre ich mich; zünde ich Feuer auf meinem Herde an, so gibt es mehr Rauch als Wärme; verlasse ich meinen Wigwam, so besetzen ihn die Würmer der Erde und die Vögel der Nacht. Napotelima, kannst Du die Stimme Deines Freundes Peruschi nicht hören?

Erinnerst Du Dich, daß ich Dir mein Zutrauen gegeben, wie es der Kranke dem Arzte gibt, wie der Reisende dem sichern und treuen Strome, der sein Canot dahin führt? Erinnerst Du Dich, daß meine Ohren groß wurden, wenn Du zu mir sprachest? Die Aufmerksamkeit schlug in meinen Ohren ihren Sitz auf. Napotelima, kannst Du Deinem Freunde Peruschi nicht Nachricht geben von Dir? Ich möchte wissen, ob Dich die Strahlen der Sonne erfreuen, wie hier, wenn Du aus Deinem Wigwam tratest, sie zu begrüßen? Ich möchte wissen, ob dort, wo Du weilst, die Schatten der Nacht die Erde mit Thau und die Augen mit Schlaf bedecken? Ich möchte wissen, ob der Schmerz, der hier Deine kranke Brust drückte, Dich verlassen und leicht der Athem Dich durchzieht, wie der Abendwind des Frühlings die Blätter der Birke? — Ich horche . . . aber es nicht Deine Stimme; es ist nur das Getöse des Rothspechts, der an den trockenen Baum klopft. — Napotelima — Dein Freund Peruschi geht zur weißen Taube, die soll mir sagen, wie ich durch das Wort ihres Gottes Deine Stimme hören und mit meinem Geiste den Deinen sehen kann.“ —

Diesen Entschluß, welchen Peruschi beim letzten nächtlichen Besuch am Grabe seiner Gattin aussprach, setzte er auch bald in Vollzug und wir sehen ihn schon nach wenigen Tagen in der Farm Martin Schuler's.

Die große Freude aller Hausgenossen über die Ankunft Peruschi's wurde aber in Mitleiden verwandelt, als sie sein bleiches Antlitz sahen und seine in Trauer ge-

beugte Haltung. Ehe man noch eine Frage an ihn richtete über die Ursache seines Schmerzes, sagte er: „Peruschi kommt allein, kommt nur zur Hälfte. Napotelima, seines Herzens andere Hälfte, ist geschieden von ihm.“

Anna brach in Thränen aus bei dieser Nachricht und auch Georg, der ja die Liebe Napotelima's erfahren hatte, weinte mit seiner Mutter. Es berichtete nun Peruschi über das heiße Verlangen seiner Gattin nach der Bekanntschaft mit der weißen Taube und besonders nach Erkenntniß des Weges, der nach dem Tode auf Erden zu einem seligen Leben im Himmel und zur Vereinigung aller Freunde führt. Denn Peruschi hatte ihr von diesem Glauben der Weißen gesagt. Daß sie jetzt von der Erde geschieden sei, ohne diesen Weg kennen gelernt zu haben, das betrübte Peruschi am meisten.

Nach der Besprechung, die bei Peruschi's letzter Anwesenheit gerade darüber geführt wurde, ob denn rechtschaffene Heiden nicht in den Himmel kommen, und nach der Bestimmtheit, womit Anna dargelegt hatte, daß ohne Glauben an Christum und ohne Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes kein Heide selig werden könne, kam ihr Herz jetzt in ängstlichen Zwiespalt mit ihrer Ueberzeugung.

Nur einigermaßen diente es ihr für den Augenblick zur Beruhigung, daß Peruschi ihre damals ausgesprochene und aus Gottes Wort nachgewiesene Ueberzeugung nicht in ihrer ganzen Schärfe aufgefaßt und im Gedächtniß behalten hatte. Deshalb suchte sie die Gedanken und das Gespräch zunächst von diesem Gegenstande abzuwen-

den, ohne Peruschi einen falschen Trost zu geben. Sie gedachte eines Mannes, der ihre Erkenntniß über diesen Gegenstand entweder berichtigen oder befestigen könne; und diesen Mann brauchte sie jetzt um so mehr, als Peruschi ganz bestimmt ausgesprochen hatte, er sei gekommen und wolle hier bleiben, um sich den Weg zeigen zu lassen, der seine Seele in den Himmel bringe. —

Mit diesem Manne, auf den Anna ihre Hoffnung setzte, von dem sie erwartete, er werde die Dunkelheit ihres Geistes zerstreuen und den Zwiespalt ihres Herzens in Frieden wandeln, müssen wir auch noch näher bekannt werden.

VIII.

„So sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist das Heil Gottes, und sie werden's hören." Apstgsch. 28, 28.

Mit dem feinen Sinn der Beobachtung, welcher edlen Frauen eigen ist, hatte Anna wahrgenommen, daß bei Peruschi's Verlangen, den Weg zum Himmel kennen zu lernen, eine starke Triebfeder sei der unausgesprochene Wunsch, mit seiner verstorbenen Gattin dort zusammenzukommen.

Das Zartgefühl aber, welches eine besonders reine Perle im Schmuck der Frauen ist, hielt Mutter Anna zurück, die Hoffnung Peruschi's auf ein Wiederfinden seiner Gattin am Ort der Seligen zweifelhaft zu machen, und doch ließ ihr Wahrheitssinn auch nicht zu, diese Hoffnung als eine untrügliche und unerschütterliche darzustellen. —

Dadurch war sie immer in sorglicher Angst, wenn sie zur Belehrung ihres Georg in einfacher, kindlicher Weise von den großen Gnadenthaten Gottes zur Erlösung und Beseligung des sündigen Menschengeschlechtes redete, während Peruschi zugegen war. Dieser aber suchte

nichts angelegentlicher, als dem Unterricht anzuwohnen, den Mutter Anna ihren Kindern, und insbesondere dem Georg über die christlichen Heilswahrheiten ertheilte. Wohl war dieser Unterricht meist nur ein gelegentlicher, wie Zeit, Umstände, Geschäfte und auch Ausbrüche des sündhaften Wesens ihn veranlaßten, aber doch war er nicht planlos und ungeordnet; ja neben den gelegentlichen Mahnungen und Belehrungen wurden auch bestimmte Stunden des Tages festgesetzt, in welchen nach der heiligen Schrift vom Reiche Gottes erzählt und nach Luther's Katechismus von den wichtigsten Glaubenslehren gehandelt wurde. Einen gelehrigern und heilsbegierigern Schüler, als Peruschi war, kann es nimmermehr geben. Dabei war er auch eifrig bemüht, alle Feldarbeiten zu lernen und zu treiben, und ersetzte durch seinen Fleiß und seine Ausdauer mehr als einen Knecht. Auch die Geschäfte des Tages und die Arbeiten im Hause und auf dem Felde trieb Peruschi unter beständigem Nachdenken über das, was er von dem Sündenelend der Menschen, von der Gnade Gottes, von der Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden zum Heile der Sünder und von der Wirkung des heiligen Geistes im Herzen und Wandel der Menschen hörte — und bei den gläubigen Gliedern des Hauses sah. Mit Fragen über Gegenstände, die ihm unklar waren oder Zweifel erregten, wandte er sich meist an die Hausfrau, und diese kam dadurch bald öfters in Verlegenheit, weil der Scharfsinn Peruschi's sie nicht selten auf Gebiete führte, wohin ihre Kenntnisse nicht reichten. Es war ihr daher ein schwerer Sorgen=

stein von ihrem Herzen abgewälzt, als bei anbrechendem Winter der Mann ankam, dem sie die Weiterführung Peruschi's im christlichen Glauben überlassen konnte.

Schon im Jahre 1734 hatte nämlich die Brüdergemeinde zehn und später noch zwanzig Brüder aus Herrnhut nach Amerika gesandt, um unter den Indianern das Christenthum zu verbreiten. Als sie sich wegen ausgebrochener Kriege nach Pennsylvanien zurückziehen mußten, legten sie dort Bethlehem an und gründeten eine Gemeinde nach dem Muster von Herrnhut. Zugleich legten sie hier eine Missionsschule an nicht nur für die Heiden von Nordamerika, sondern auch für die von Westindien und Guiana. Zinzendorf selbst kam in den Jahren 1741—43 nach Amerika und errichtete mit den Häuptern der „sechs verbündeten Nationen" (Irokesen) einen Bund, durch welchen die Brüder die Freiheit erhielten, als Lehrer unter ihnen zu arbeiten.

Einer dieser Herrnhuter suchte auch die zerstreut wohnenden deutschen Ansiedler am Muskingum auf und kam auf die Farm Martin Schuler's gerade im Winter des Jahres, da man das Söhnlein Georg wieder erhalten hatte und die Hoffnung hegen durfte, daß mit dem Frühjahr Peruschi mit seiner Gattin kommen wolle. Hatte dieser Missionar, Namens Christian David, schon eine große Freude darüber, daß er hier eine so erweckte christliche Familie fand, so stieg seine Freude noch höher, da er von dem Raub und von der Wiederkehr des Knaben Georg hörte. Denn er hoffte zunächst von diesem sich einige Kenntnisse der Indianersprache aneignen zu

können, dann aber unter des Herrn gnädiger Leitung an ihm wohl gar einen Gehilfen seiner Arbeit und ein Werkzeug zur Ausbreitung des Evangeliums zu erhalten. Die guten Gaben, welche er an dem Knaben bemerkte, und sein frommer Sinn, der sich schon in der kurzen Zeit, die er wieder bei seinen Eltern war, beurkundete, berechtigten den Missionar zu seiner Hoffnung. Leid that es ihm nur, daß er bei der Ankunft Peruschi's nicht mehr hier sein konnte. Denn waren die Erzählungen von seiner Aufmerksamkeit auf Alles, was von Gottes Gnade und von Christo, dem Heiland der Sünder, während seiner Anwesenheit gelesen und gesprochen wurde, gegründet und beruhte die gute Meinung, die Anna von ihm hatte, nicht blos auf ihrer Vorliebe zu ihm, dem Retter ihres Mannes und ihres Kindes, so durfte er hoffen, auch durch ihn Förderung seines Berufes und Werkes unter den Heiden zu erhalten.

Wie groß war aber nun die Freude und wie herzlich seine Dankbarkeit gegen Gott, als er bei herannahendem Winter abermals auf der Farm Martin Schuler's ankam und hier den Indianer Peruschi schon weit gefördert traf im Glauben und in der Erkenntniß des Evangeliums! Ueber der Freude darüber vergaß er anfänglich, auf die Geschicklichkeit zu achten, womit er auch schon Oekonomiegeschäfte trieb, und doch war bei Indianern vor allen Dingen nöthig, Feldbau und Viehzucht in Uebung zu bringen, um sie von ihrer herumschweifenden Lebensweise abzuhalten, wenn man sie zum Christenthum bekehren wollte.

Das gab nun in Schuler's Hause segensreiche Tage und Abende den Winter hindurch. Der Herrnhuter fand, daß er von hier aus am ersten einen Zugang zu den nahe wohnenden Indianern sich bereiten könne, und neben der für die Sache begeisterten Hausfrau war auch Peruschi eine Persönlichkeit von hohen Geistesgaben, die, im Dienste des Evangeliums verwendet, reiche Frucht versprachen. Unter allen andern Gliedern der Familie war keines, das einer christlichen Weise in Wort und Wandel widerstrebt hätte. Darum war Peruschi an einen Ort und in eine Umgebung gekommen, wo Christus als Trost und Heil der Menschen in seinen Gläubigen die mächtigste und belebendste Anziehungskraft übte. Und schon bei herannahendem Frühling sprach man von der Taufe des Peruschi, wornach er inniges Verlangen trug. In alter christlicher Gewohnheit sollte diese aber erst am Sonntag nach Ostern, Quasimodogeniti genannt, vollzogen werden. Bei Peruschi konnte man in der That und Wahrheit sehen, daß die heilige Taufe ein Bad der Wiedergeburt sei. Und was er früher von christlichen Lehren noch mit seinem scharfen Verstand durchdringen und begreifen wollte, ehe er es sich aneignete, das war ihm jetzt ein leuchtendes Licht geworden, in dessen Strahlen er rüstig vorwärts wandelte, ohne mit Fleisch und Blut zu berathen, ohne zur Rechten oder zur Linken zu sehen.

Bisher war der Hausfrau bange gewesen, es möchte auf Peruschi einen seine Freudigkeit im Evangelio trübenden Eindruck machen, wenn sie ihm sagen müsse, er

werde in den Himmel gelangen, aber seine als Heidin verschiedene Gattin, Napotelima, werde er dort nicht finden. Aber jetzt glaubte sie ein Gespräch darüber mit ihm nicht umgehen zu können und leitete es in Gegenwart des Missionars so ein, daß sie in ihm eine Stütze für ihre früher schon ausgesprochene Ueberzeugung zu finden hoffte, welche zugleich einen Trost für Peruschi gewähren könnte.

Allein Peruschi selbst entgegnete mit Festigkeit: „Ich liebe nur Christum, der mich aus meinem Sündenelend befreit und zu einem Kinde Gottes gemacht hat. Bin ich einmal zur himmlischen Herrlichkeit eingegangen, so werde ich nach nichts mehr Verlangen haben, was nicht in Christo, was nicht ein Glied seines Leibes ist. Darum kann es mir auch keinen Schmerz bereiten, wenn ich die, welche auf Erden mein Liebstes war, so lange ich im Heidenthum lebte, im Himmel nicht finde."

So sehr sich Anna freute über diese Glaubensfestigkeit, so wollte sie ihr doch jetzt etwas schauerlich vorkommen. „Wie!" — fragte sie sich selbst in ihrem Innern — „sollte die Liebe Christi nicht auch der Liebe zu denen, welche mir auf Erden theuer und werth sind, Raum lassen in meinem Herzen? Sollte ich für sie keine Empfindungen der Theilnahme und des Mitleidens haben können, wenn sie fern von Christo und ich bei ihm bin?"

Während diese Fragen ihren Geist beschäftigten, war das Gespräch unterbrochen. Denn der Herrnhuter wartete auf eine Aeußerung der Hausfrau über die Erklärung

Peruschi's. Als sie das bemerkte, sagte sie: „Erkalten kann aber doch auch mein Herz nicht gegen die, für welche es einst warm schlug, obgleich die Liebe Christi es ganz durchglüht." —

„Das soll und wird es auch nicht" — erwiderte der Herrnhuter. „Aber was nicht der Liebe werth ist, kann der Himmelsbewohner nicht mit Liebe umfassen, wie das der Erdenbewohner in kurzsichtiger Selbsttäuschung noch kann. Und was Christum verachtet und abstößt, ist nicht der Liebe werth, kann auch von den Seligen nicht geliebt werden."

„Dann kann und werde ich mein Weib auch im Himmel noch liebend im Herzen tragen" — fiel hier Peruschi ein —, „denn sie würde Christum, unsern Erlöser, mit brünstiger Liebe umfangen haben, wenn sie Gelegenheit gehabt hätte auf Erden, ihn kennen zu lernen. Diese Gelegenheit wird ihr durch Gottes Gnade dort geboten werden und sie wird um so inniger dem Herrn sich ergeben."

„Sollte auch noch in jener Welt eine Predigt des Evangeliums von Christo stattfinden?" warf hier fragend der Hausvater ein, welcher der Unterredung anwohnte.

„Eine Predigt, wie sie für uns Erdenbewohner durch Gottes Gnade angeordnet ist" — antwortete der Herrnhuter —, „ist für die Geister, die aus der irdischen Leibeshülle herausgetreten sind, nicht denkbar. Aber Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wem hier auf Erden die Gelegenheit, zur Erkenntniß Christi

zu kommen, nicht geboten war, dem muß sie dort geboten werden, vielleicht auf andern Wegen und wohl auch durch andere Mittel. Denn die Gnadenmittel, Wort und Sacrament, sind für uns Erdenbewohner. Und fest steht, daß in keinem andern Heil, daß auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darin sie sollen selig werden, denn allein der Name Christus Jesus."

„Dann würde es den Heiden keinen Schaden bringen, wenn ihnen auf Erden das Evangelium nicht gepredigt wird;" bemerkte Anna.

„O sicher bringt das Schaden, großen Schaden" — fiel Peruschi lebhaft ein —, „es ist schon großer Schaden, wenn man nur einige Jahre später zur Erkenntniß des Heils in Christo kommt; es ist aber der Schaden noch größer, der darin besteht, daß man viel schwerer die Strahlen des himmlischen Lichtes ins Herz zu fassen vermag, je länger dieses in der Finsterniß gehalten wurde."

„Und der größte Schaden ist unser Theil" — fügte der Herrnhuter bei —, „wenn wir versäumen, den Heiden das Evangelium zu predigen. Denn wir sündigen durch solche Versäumniß gegen den ausdrücklichen Befehl unsers Herrn: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur." —

Durch dieses Gespräch wurde die Meinung der Hausfrau über das Loos der Heiden in jener Welt gemildert, zugleich aber auch ihr Eifer für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden verstärkt. Und Pe-

ruschi fühlte sich mächtig gehoben und getröstet in Bezug auf das ewige Loos seines Weibes. Nur die Frage richtete er schüchtern noch an den Herrnhuter: „Gibt es keinen bestimmten, klaren Ausspruch der heiligen Schrift, der deutlich lehrt, daß den Heiden, welche hier das Evangelium nicht kennen lernen konnten, dort die Erkenntniß Christi möglich gemacht wird?“ —

„Es ist dies eigentlich schon klar ausgesprochen“ — antwortete der Herrnhuter — „in der Allgemeinheit der Gnade Gottes; aber Offenbarung Johannis im 22. Kapitel, wo uns der Blick in das Land der Verheißung geöffnet ist, heißt es auch: „Und er zeigete mir einen lautern Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Crystall; der ging von dem Stuhl Gottes und des Lammes. Mitten auf ihrer Gasse und auf beiden Seiten des Stromes stand Holz des Lebens und brachte seine Früchte alle Monden; und die Blätter des Holzes dieneten zur Gesundheit der Heiden.“

Peruschi wiederholte sich die letzten Worte dieser Bibelstelle mit sichtbarer Freude und der Herrnhuter arbeitete von nun an immer mehr darauf hin, an ihm einen Apostel unter seinen heidnischen Brüdern zu erwecken und heranzubilden. Hierin wurde Christian David mächtig unterstützt von der Hausfrau. Ja, diese achtete es für eine Schuld, die sie Gott für die wunderbare Rettung ihres Sohnes Georg aus dem heidnischen Wesen abzutragen habe, auch diesen zu einem Prediger des Evangeliums unter den Heiden erziehen zu lassen. Ihr Mann war ja längst von seiner Weltsucht, die nur

in Arbeit für den Leib und die Zeit und im Gewinn von Geld und Gut Erreichung des Lebenszweckes findet, geheilt und entließ gern auch seinen Sohn Georg zur Arbeit an der Verbreitung des Reiches Gottes. War er ja seit seiner geistigen Erneuerung und Umkehr zu Christo auch in seinem Benehmen gegen das Gesinde so gutherzig geworden, daß man ihm gerne diente und daß er stets genugsame Hilfsarbeiter bekam. Zudem war sein Sohn Martin bereits so herangewachsen und mehr, als es bei seiner Jugend zu erwarten stand, so kräftig, daß er dem Vater eine feste Stütze abgab, wie die Tochter Eva der Mutter allenthalben eifrig und fleißig zur Seite stand. So wurde denn im Familienrath beschlossen, daß Georg mit Christian David in die Missionsschule nach Bethlehem ziehen sollte. Auch Peruschi trug herzliches Verlangen in sich, zum Dienste der Mission unter seinen heidnischen Stammesgenossen sich ausrüsten und in ordentlicher Berufung verwenden zu lassen. Und daß er zu diesem Zwecke ebenfalls mit nach Bethlehem ziehen wollte, war dem Herrnhuter ganz besonders erwünscht; denn bei seinen hervorragenden Geistesgaben konnte er der Missionsschule auch als Lehrer der indianischen Sprache gute Dienste leisten, ehe er ausgerüstet werden dürfte zur Predigt des Evangeliums unter den Heiden.

Zur Abreise des Sohnes und des treuesten Hausfreundes nach Bethlehem hatte Mutter Anna viel herzurichten; und ihr Gatte bot willig die Mittel zu ihrem Unterhalt in der Missionsschule. Aber ehe der Tag der Abreise erschien, gab es noch eine Trauer im Hause

Martin Schuler's. Der alte, treue Gehilfe des Hauses, Kaspar, war seit der Bekehrung und Rettung seines Herrn, seit der Wiederauffindung des Knaben und seit der Anwesenheit, namentlich aber seit der Taufe Peruschi's stets voll geistiger Freude, so daß er sagte: „Mein lieber Heiland kann mich nicht lange mehr auf Erden lassen, sondern muß mich heimholen in den Himmel. Es wird mir ja der Seligkeit zu viel noch in meinen alten Tagen auf Erden; für den Himmel muß auch etwas aufgespart und vorbehalten werden."

Die kindliche Einfalt, womit Kaspar dies aussprach, gefiel besonders dem Herrnhuter und er beschäftigte und unterhielt sich oft mit dem alten Manne, der von seiner Tagarbeit nicht lassen wollte, obschon seine Kräfte nicht mehr dazu reichten. Er wollte sein Brod sich noch selbst verdienen und nicht fremdes essen. Man hatte Mühe und Noth mit ihm, von Arbeiten ihn zurückzuhalten, die er früher besorgte, und ihn zur beruhigenden Ueberzeugung zu bringen, daß er längst dem Hause mehr leiblichen und geistigen Nutzen gebracht habe, als ihm je Lohn gereicht wurde.

Erspartes hatte er auch bei Martin Schuler stehen und das sollten die Kinder desselben erben. Aber Mutter Anna rieth dem alten Kaspar, er solle seine Hinterlassenschaft der Mission vermachen. Diesen Rath nahm er mit freudiger Begeisterung auf, und als er darüber schriftliche Bestimmung getroffen hatte, sagte er: „So, nun bin ich fertig mit der Welt." Wirklich verschied er auch einige Tage darnach unter vielen Thränen aller Haus-

genossen, besonders aber der Mutter Anna. Denn sie hielt ihn für den von Gott gesandten Wächter, der sie zuerst aus ihrem Schlaf weckte, in welchem sie selbst eine Zeit lang durch bloßes Trachten nach weltlichen Gütern versunken war. Ihr Erwachen hatte ja auch die Erweckung ihres Mannes zur Folge.

Dies hatte sie dem Missionar mitgetheilt und er bestattete den Leib Kaspar's zur Grabesruhe mit den Worten Matth. 25, 21: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude."

IX.

„Durch weise Weiber wird das Haus gebauet."
Sprüche Sal. 14, 1.

Ich muß meine lieben Leser jetzt über einen Zeitraum von einigen Jahren hinwegführen, um sie an einer Versammlung Theil nehmen zu lassen, die in einem Indianerdorfe statt fand, das den Namen Wawossing hatte. Etliche und siebenzig Männer, Oberhäupter, Greise und Krieger aus den Stämmen der Wyandots und Senecas sind zugegen. Alle sitzen auf den Fersen um ein mitten im Versammlungshaus brennendes Feuer. Die Oberhäupter und Krieger sind bemalt, ihre Arme zieren silberne Armbänder, ihre Häupter und Ohren bunte Federn und in ihren Nasen hängen Perlen und andere Zierathen. Doch haben letztern Schmuck nur die älteren Männer. Alle ziehen mit vorwärts geneigten Köpfen und an die Erde gehefteten Blicken den Rauch ihrer Pfeifen an sich und blasen ihn nach einer ziemlichen Weile durch die Nasenlöcher in zwei ununterbrochenen Strahlen wieder langsam von sich: ein Zeichen tiefen Nachdenkens. Nach einer langen Stille erhob sich der Häuptling

des Dorfes Wawossing, ein alter Mann, und sagte: „Brüder und Freunde! Es ist Einer unserer Stammesgenossen, der uns seit Jahren verließ, unter uns angekommen und wünscht eine Berathung mit uns. Ihr kennt ihn noch. Es ist Peruschi, der stets mit guter Zahl Scalpen seiner Feinde nach Hause kam und auf der Jagd den Bär und den Büffel, wie den Hirsch und das Reh mit sicherer Hand erlegte. Derselbe ist, nachdem seine Genossin Napotelima vom Pfeil des Matschi Manitto getroffen war, in Trauer von uns gegangen und hat sich zu den Bleichgesichtern begeben. Nun er ihre Weise kennen und lieben gelernt, will er uns rathen, was uns gut sein soll. Daß Ihr seinen Rath hören wollt, habt Ihr durch Eure Ankunft bewiesen. Soll nun Peruschi hereintreten, uns seine gute Meinung zu sagen, so verlangt es!"

Mit einem lauten Knurren gaben die Anwesenden ihre Zustimmung zu erkennen. Und bald darauf trat Peruschi ein in europäischer Kleidung von schwarzem Tuche. Kein Blick der Versammelten richtete sich auf, nach ihm zu sehen. In der oben bezeichneten Stellung blieben sie ruhig sitzen. Unbekümmert um diese scheinbare Nichtachtung seiner Person begann Peruschi in der Sprache der anwesenden Indianer: „Freunde und Brüder! Ich sage „Brüder"; denn ich bin von Eurem Blut und von Eurer Farbe. Ich sage: „Freunde"; denn ich möchte Euch rathen, was Euch gut ist und was Euch Glück und Frieden bringt. Ihr seht, daß Euer Blut abnimmt und daß das Blut der Weißen sich

vermehrt. Woher das? Daher, daß sie die Erde zu bebauen wissen. Brüder und Freunde! Dies ist das erste Mittel, welches Euch vom Untergang retten kann, und ergreift Ihr dieses Mittel, dann werdet Ihr auch Zeit und Lust haben, in dem Buche der Weißen zu lernen, was Euch auch nach dem Tode noch Wonne bereitet. Aber Ihr sollt einig sein, dies Mittel der Rettung zu ergreifen gleich den Fingern derselben Hand. Wendet dieselbe Geduld, Beharrlichkeit und Behendigkeit, die Ihr im Kriege habt, an zum Anbau des Bodens, worauf Ihr geboren seid. Schaffet Euch Kühe, Ochsen, Schweine und Pferde an! Lernet das Eisen schmieden! Dann werden Hunger und Mangel nicht mehr Euren Thüren sich nahen.

„Sehet Ihr nicht, daß die Weißen von Körnern leben, Ihr aber von Fleisch? Dies Fleisch braucht mehr als 30 Monden, um heranzuwachsen; dagegen kommen jene wunderbaren Körner, in die Erde gestreut, nach wenigen Wochen hundertfach hervor. Das Fleisch, davon Ihr lebt, hat vier Beine zum Fortlaufen; Ihr aber besitzt nur zwei, es zu erhaschen. Die Körner bleiben und wachsen da, wo sie der Weiße hinstreut. Der Winter ist ihnen eine Zeit der Ruhe, Euch eine Zeit der Plage durch mühsame Jagden.

„Ach, warum habe ich nicht die Flügel des Adlers? ich wollte mich so hoch als unsere Berge schwingen und dann sollten meine Worte vom Winde getragen bei allen Völkerschaften erschallen, die rothe Haut haben. Die heutige Sonne ist nicht mehr die gestrige. Freunde

und Brüder! Der Pflug ist besser, als die Flinte; die Axt mit gutem Stiele ist besser, als ein Tomahawk; ein Haus und eine Scheune sind besser, als ein Wigwam.

„Und erst wenn Ihr im Hause wohnet, das Land bebauet und aus der Scheune den Vorrath von Körnern, aus dem Stalle Fleisch und Milch nehmen könnt, erst dann werdet Ihr auch suchen und forschen und lernen, was Eurem Geist heilsam ist.

„Schicket eine Anzahl kräftiger Männer mit mir, daß sie lernen den Acker bebauen. Die weißen Männer wollen auch Lehrer zu Euch schicken."

Kaum hatte Peruschi diese Worte gesprochen, so trat ein junger Krieger auf, ließ seinen Deckmantel fallen und sprach mit dem Ausdrucke wilden Zornes im Gesichte: „Wenn ich nicht früher geredet habe, so geschah es, weil ich das Alter ehre, nicht aber aus Mangel an starken Gedanken. Unsere Väter lebten gut, ohne die Erde, gleich den Weibern, umzukratzen. Das Wildpret fehlt nur dem Feigen und Trägen. Wenn wir wie die Weißen leben, werden wir aufhören zu sein, was wir sind, die Kinder unseres großen Geistes, der uns zu Jägern und Kriegern gemacht hat. Und sind denn die Weißen mit ihren Feldern, Kühen und Pferden glücklicher? Leben sie länger, als wir? Was hilft ihnen das Geld, wofür sie so viel arbeiten? Reiche und Arme zu machen, das Verbrechen unter sie einzuführen nebst dem Neid und dem feindlichen Groll. Werden wir Landbauer, dann werden wir in unsere Dörfer Richter rufen müssen, die uns quälen; wir werden Gefängnisse mit

hohen Mauern bauen müssen, um uns einzusperren; Ketten müssen wir schmieden, um uns festzuhalten. Und unsere Weiber und Kinder — was wird aus diesen mit ihren Kornfeldern werden? Sie werden Knechte und Mägde der Weißen sein, welche sind wie die zwei Messer einer Scheere: — nur was zwischen sie hineinkommt, zerschneiden sie; sich selbst schaden sie nicht. Böten diese Menschen mir ihre Pfeifen zum Rauchen an, so würde ich stolz sie zurückweisen und sagen: Nein, nein! wir wollen bleiben, was wir immer waren, gute Jäger und tapfere Krieger. Ich hoffe, meine Meinung wird die von Allen sein, welche noch nicht vom Schnee des Winters weiß oder vom Eise des Alters erstarrt sind.“ —

Hierauf erhob sich der alte Häuptling des Dorfes und sprach, nachdem er ruhig den Rauch seiner Pfeife durch die Nase geblasen hatte, zum zweiten Male: „Tapfere, aber unbesonnene Jugend, in deren Gedächtniß heute ist wie gestern; bei der die Monden und Ereignisse keine Spuren zurücklassen, so wenig als der Pfeil, der die Lüfte durchschneidet. Ihr verschließt der Erfahrung die Thür, statt sie zu Eurem Feuer einzuladen. Laßt uns die Wälder, unser erstes Vaterland, unser altes Erbtheil ehren; laßt uns aber auch den Boden bebauen, der die Zahl unserer Leute vermehren soll. Da Jeder so viel Land haben kann, als er will, so wird die schimpfliche Ungleichheit und der böse Neid unbekannt bleiben. Richter, Gefängnisse und Ketten sind für schlechte Menschen bestimmt und deren soll es unter uns nicht geben. Diejenigen unter uns, welche den Untergang

unseres Geschlechtes nicht wollen, werden auf den Rath der Besonnenen achten und die gute Meinung Peruschi's sich zu Nutzen machen. Ich habe gesprochen."

Wirklich konnte Peruschi eine Zahl von zwanzig Indianern mit Weib und Kindern seinen christlichen Brüdern zuführen. Eine Kolonie mit dem Namen „Gnadenhütten" wurde am Muskingum angelegt und außer im Ackerbau und in der Viehzucht erhielten diese Indianer auch Unterricht im Lesen und Schreiben. Peruschi war ihr treuer Lehrer und Führer und von Zeit zu Zeit ging er mit einem Theil derselben auf die nicht sehr weit entfernte Farm Martin Schuler's, damit sie dort den Feldbau und die Viehzucht in größerem Betriebe sähen; damit sie aber auch durch die Liebe und die Freundschaft ächter Christen Achtung gewönnen vor Weißen, die nicht blos dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit Christen sind. Das Beispiel dieser christlichen Familie in allen ihren Gliedern, ihre Liebe zu den Indianern und die Güte, womit hier auch das Gesinde behandelt wurde, wirkte mächtig auf diese Heiden, so daß dann der eigentliche Unterricht, den sie im Christenthum erhielten, leichter Eingang in ihren Herzen fand. Namentlich war es Mutter Anna, die durch ihr sanftes, stilles Wesen und durch ihre Thätigkeit im Hause und im Garten, unter ihrem Geflügel und bei ihren Kühen eine große Anziehungskraft auf die indianischen Weiber ausübte.

So wurde sie eine Predigerin des Evangeliums und eine Lehrerin christlichen Wandels durch die That;

und mit Dank erkannten es die Indianer an, was an ihnen durch diese Frau geschah, mit Bewunderung der Gnadenwirkung Gottes in ihr und durch sie rühmten die Herrnhuter Missionare ihre Treue. Schon nach Verlauf von zwei Jahren begehrten alle Indianer, welche mit Peruschi nach Gnadenhütten gezogen waren, die heilige Taufe. Nun faßte man den Entschluß, diesen christlichen Indianerfamilien mitten unter ihren heidnischen Brüdern Land anzukaufen, worauf sie ordentliche Wohnungen, Scheunen und Ställe anlegen und Feldbau treiben konnten. Peruschi ging als ihr geistlicher Führer und ihr ökonomischer Rathgeber mit und Martin Schuler gab nach dem Wunsche seiner Frau nicht nur Geld zum Ankauf des Landes, sondern auch Samengetreide aller Art zur ersten Ansaat her. So sah Anna eine neue, liebliche Frucht ihres Glaubens, eine Frucht, die Samen des Heils für viele Geschlechter trug. Und der Herr, ihr Heiland, erhielt sie bei guter Gesundheit und rüstiger Thätigkeit noch eine solche Reihe von Jahren, daß Enkel ihrer Tochter Eva, welche an einen deutschen Ansiedler in der Nähe verheirathet war, und Enkel ihres Sohnes Martin, der ins Elternhaus sich eine Frau heimführte, auf ihrem Schoße spielten und ihre Wangen streichelten, eine Freude, darüber auch ihr noch immer rüstiger und fleißiger Gatte eine Zeit lang des Geschäftes und der Arbeit vergessen und mit wohlgefälligem Lächeln dastehen und zusehen konnte.

Doch die größte Freude, die ihr Gott noch schenkte, war die, daß sie ihren Sohn Georg als Sendboten un-

ter die Indianer ziehen sah, das Wort des Lebens von Christo ihnen zu verkündigen. Täglich lag sie in Gebet besonders vor Gott um Segen zur Arbeit ihres Sohnes. Und jede Nachricht von seiner Wirksamkeit, von überstandenen Gefahren, von sichtbaren Früchten seines Werkes war für die Mutter ein frischer Antrieb, Gott zu danken für die gnadenreiche Führung, dadurch er auch ihren größten, jahrelang brennenden Schmerz um den Raub dieses Sohnes zu einer Quelle so heiliger Freuden, so himmlischer Segnungen machte. Erst als ihr siebzigstes Lebensjahr sich nahte, fühlte sie Abnahme ihrer Kraft und sie sagte zu ihrem Manne: „Ich fühle, daß das Ende meiner irdischen Wallfahrt sich naht. Es soll mir gehen nach Gottes Wort: Unser Leben währet siebzig Jahre." Martin fiel ein: „Dann soll es auch mit mir werden, wie es weiter heißt: wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre — denn gerade um zehn Jahre bin ich älter, als Du."

„Einen Wunsch habe ich noch" — fuhr Mutter Anna fort —, „ich möchte meinen Sohn Georg noch einmal mit diesen meinen irdischen Augen sehen und dem lieben Peruschi zum Abschied noch einmal meinen Dank bezeigen für Alles, was er uns Gutes gethan hat."

„Deinem Wunsche gemäß" — sagte Vater Martin — „will ich einen Boten an Peruschi absenden, dieser wird wissen, wo sich Georg gerade aufhält, seinen heiligen Beruf zu erfüllen."

Anna wurde von dieser Zeit an so schwach, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Gatte, Sohn

und Schwiegertochter pflegten sie aufs Treueste, aber am liebsten war es ihr, wenn ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen und ein geistliches Lied gesungen wurde. Als einmal die Tochter Eva herbeigerufen wurde, um die geliebte Mutter in ihrer Schwachheit zu trösten mit ihrer Nähe und ihrem Zuspruch, da erscholl der geistliche Gesang im Hause laut und lieblich. Denn Eva hatte eine gute Stimme und konnte alle Melodien der evangelischen Lieder, die sie hatten, auch singen.

Gerade waren sie eines Abends ganz vertieft im Singen des Liedes: „Jerusalem, Du hochgebaute Stadt, wollt' Gott ich wär in Dir; mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir," — als sich die Thür aufthat und Georg eintrat mit Peruschi und dem Herrnhuter Missionar Christian David.

Die Augen der Mutter Anna erglänzten in Thränen, wie sie ihren Liebling sah und ihren beiden Seelenfreunden die Hand reichte. Aber da standen schüchtern noch drei Personen an der Thür — Indianer in europäischer Kleidung. Ein alter Mann, der schon seine neunzig Jahre zählte, stand in der Mitte, zu seiner Rechten eine wohl in die siebzig Jahre alte Frau und zu seiner Linken ein junger Mann, der einige Lebensjahre hinter Georg zurück sein mochte. Nach den ersten freudigen Begrüßungen wendeten alle Anwesenden ihre Augen fragend nach den drei Fremdlingen. Georg aber führte den von Alter gebeugten Indianer vor Vater und Mutter, indem er sagte: „Hier ist ein Mann, der Eure Verzeihung sucht für vielen Jammer, den er Euch be=

reitete.“ Vater und Mutter sahen den Indianer an und wußten nicht gleich eine Antwort zu geben. Da fuhr Georg fort: „Ihr kennt freilich diesen Mann nicht. Es ist Kesketomah, der mich einst hier raubte und seinem Weibe dort brachte, welche damals keinen eigenen Sohn hatte. Hier ist ihr Sohn, der nun als Christ meinen Namen trägt. Auch Vater und Mutter haben sich zu Christo bekehrt.“

„Ja, so ist es“ — fiel hier der Alte mit zitternder Stimme ein. — „Ich habe Euren Sohn geraubt — habe ihn vom Vater- und Mutterherz weggerissen, Euch bittern Schmerz bereitet. Und dieser Euer Sohn hat nun mich, mein Weib Tienaderhah und meinen Sohn an das Vaterherz Gottes und an die treue Bruderhand unseres gemeinsamen Erlösers geführt. Ich muß für mich das Wort der Vergebung aus Eurem Munde hören, ehe denn ich aus diesem Leben scheide. Vergebt einem alten bußfertigen Sünder!“

Mutter Anna streckte ihre Hand dem Bittenden entgegen und sprach: „O, Gottes Gnade und Barmherzigkeit ist unergründlich, sein Rath ist unerforschlich, seine Wege sind wunderbar! Längst hast Du meine Vergebung, wie ich sie Dir jetzt mit Herz und Mund zuspreche.“

Vater Martin reichte ihm ebenfalls seine Rechte, indem er sagte: „Gott hat Alles wohl gemacht; sein Name sei gepriesen!“

Nun trat auch Tienaderhah und ihr Sohn an das Bett der kranken Hausmutter und reichten ihr unter Thränen die Hände. Eine allgemeine Freude bemächtigte

sich der Hausgenossen, wie sie aus dem Munde des hochbetagten Indianers die Erzählung vernahmen von seiner Belehrung und Bekehrung durch Georg. Fast vergaßen Alle, daß sie eine Sterbende vor sich hatten. Und diese selbst fühlte die Nähe des Todes nicht in der Fülle ihrer Dankbarkeit für Gottes Huld und Treue. Erst spät in der Nacht trennte man sich, um das Lager zu suchen. Aber Georg ließ es sich trotz seiner Ermüdung durch die Reise nicht nehmen, mit seinen Geschwisterten am Bette der Mutter zu wachen.

Am andern Morgen, nachdem die gemeinschaftliche Hausandacht so eben beendet war, sprach Mutter Anna mit leiser Stimme: „Es ist genug! so nimm, Herr, meinen Geist zu Zions Geistern hin!“ —

Mit diesen Worten schied ihre Seele vom Leibe. Ein lautes Wehklagen ihres Mannes und ihrer Kinder erhob sich, als sie merkten, daß ihre liebe Mutter eingeschlafen sei. Bald aber machte die Klage einem stillen Gebete Platz. Alle Anwesenden umstanden das Sterbelager und blickten auf die Abgeschiedene hin, die den Frieden und die Freude, womit ihre Seele ausgezogen war aus der Hütte ihres Leibes, auch im todesbleichen Antlitz noch erkennen ließ.

Ihr Gatte gewann zuerst wieder die Sprache und indem er seine Blicke auf sie richtete, sagte er: „Sie hat mich aus dem geistigen Schlafe erweckt zu einem Leben in der Liebe Christi.“ Peruschi fügte hinzu: „Mich hat Gott durch sie errettet von der Obrigkeit der Finsterniß und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes.“

Georg sagte: „In mir hat sie den Lebensodem zum Dienste des Herrn angefacht und die Flamme der Liebe zu den heidnischen Brüdern entzündet."

„Wir sind geistige Früchte dieser himmlischen Liebe!" — So ließ sich der greise Kesketomah vernehmen, indem er auf sein neben ihm stehendes Weib und seinen Sohn hinwies.

Martin, der Sohn der selig Verschiedenen, dankte Gott, daß er durch seine Mutter aus dem Hause, in dem er lebte, eine Stiftshütte des neuen Bundes gemacht habe, und Eva, die Tochter, erhob ihre Stimme zu dem Gebete: „O Herr Jesu, laß mich stets in den Fußtapfen der Liebe und Sanftmuth wandeln, darin meine gute Mutter einherging!" —

Christian David, der Herrnhuter, wandte sich zu Peruschi und sprach: „Du hast in prophetischem Geiste die Heimgegangene stets „die weiße Taube" genannt; ja sie ist die Taube gewesen, welche das Oelblatt des Friedens und der Freude brachte. An ihr können wir sehen, was eine Frau, die Christo von Herzen zugethan ist, Großes und Herrliches zu thun vermag. Vom engen Raume ihres Hauses aus hat sie weithin im Lande reichen Segen verbreitet, einen Segen, dessen erquickende Ströme sich auf ferne Geschlechter noch ergießen werden. Darum soll man ein Weib loben, das den Herrn fürchtet."

